



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Bergbäuerliche Berufsidentität(en)

Eine ethnologische Untersuchung im Südtiroler Gadertal

Verfasser

Vitus Schwärz

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer: Univ. Prof. Dr. Wolfgang Kraus

Für meine Eltern...

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt allen Bergbauern und Bergbäuerinnen von Campill, die mir meine Forschung durch ihre Hilfsbereitschaft und Aufgeschlossenheit sehr erleichterten. Ebenso danke ich Giovanni Mischì vom Ladinischen Kulturinstitut „Micurà de Rü“ für sein Engagement und seine Unterstützung vor Ort.

Nicht zuletzt möchte ich die großartige Betreuung durch Wolfgang Kraus und Gerti Seiser hervorheben. Vielen lieben Dank euch beiden.

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG	1
1.1. HINFÜHRUNG ZUR THEMATIK.....	1
1.2. FORSCHUNGSFRAGEN	2
1.3. MOTIVATION.....	3
1.4. AUFBAU DER ARBEIT	3
2. METHODE.....	5
2.1. QUALITATIVE FORSCHUNG	5
2.2. PRAKTISCHE UMSETZUNG.....	7
3. FORSCHUNGSFELD	11
3.1. ETHNOLOGISCHE BLICKE AUF LAND UND LANDWIRTSCHAFT	11
3.1.1. Charakteristika des bäuerlichen Habitus.....	14
3.2. SÜDTIROL ALS STANDORT LANDWIRTSCHAFTLICHER PRODUKTION.....	16
3.3. ENTWICKLUNG DER SÜDTIROLER LANDWIRTSCHAFT SEIT 1945: ZWISCHEN SELBSTVERSORGUNG, MARKTORIENTIERUNG UND MULTIFUNKTIONALITÄT	17
3.3.1. Rückgang an Erwerbstätigen und zunehmende Marktorientierung	17
3.3.2. Praktische Bedeutung des Geschlossenen Hofes	19
3.3.3. Ideologische Bedeutung des Geschlossenen Hofes	20
3.3.4. Zwischen Landwirtschaft und Tourismus.....	21
3.3.5. Mechanisierung als Ursache für und Antwort auf den Rückgang der Erwerbstätigen	23
3.3.6. Phase der Stabilisierung.....	25
3.3.7. Ende der Selbstversorgung?	26
3.4. GEGENWÄRTIGE ANSPRÜCHE: MULTIFUNKTIONAL UND UMWELTSCHONEND.....	27
3.4.1. Neue Ansprüche an Berglandwirtschaft.....	29
3.4.2. Alpentourismus heute.....	31
3.4.3. Südtirols Landwirtschaft heute	32
3.4.4. Das Förderungssystem	33
3.5. VORSTELLUNG MEINER FORSCHUNGSREGION	35
3.5.1. Die Ladinern: Eine Minderheit in der Minderheit	37
3.5.2. Interviewte Bauern und Bäuerinnen und deren Höfe	40
4. EMPIRISCHER TEIL.....	43
4.1. EINSTELLUNG ZU LEBEN UND BERUF.....	43
4.1.1. Bäuerliche Denkmuster und Berufseinstellung.....	48
4.2. FÖRDERUNGEN: EINE NOTWENDIGKEIT MIT NEBENWIRKUNGEN	51
4.3. TOURISMUS: ERWERBSMÖGLICHKEIT MIT GRENZEN	55
4.4. LANDSCHAFTLICHE SCHÖNHEIT AUS BÄUERLICHER UND TOURISTISCHER SICHT	58
4.5. LANDSCHAFTSPFLEGER ODER BAUER?	62
4.6. ZUKÜNFTIGE HERAUSFORDERUNGEN.....	65
4.7. DIE BEDEUTUNG DER HOFKONTINUITÄT BEIM BLICK IN DIE ZUKUNFT	69
5. FAZIT	76
6. LITERATURVERZEICHNIS	80
7. ABSTRACT	86
8. ANHANG	89

1. Einleitung

1.1. Hinführung zur Thematik

Die Frage nach der Bedeutung der Berglandwirtschaft stellt heutzutage eine Thematik dar, welche von unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen, Politik und der Öffentlichkeit auf vielfältige Art und Weise betrachtet wird. Je nach wissenschaftlicher Richtung liegt der Fokus auf Themen wie bergbäuerliche Familienstruktur, Identität, Ökonomie, Tradition, Religion oder der ökologischen Bedeutung der Berglandwirtschaft.

In der Öffentlichkeit wiederum dominiert nicht selten ein romantisches, verklärtes Verständnis des bergbäuerlichen Lebens. Naturverbundenheit, Familienidyll, Gesundheit, gelebte Tradition und Werte werden als Vorzüge betont, wenngleich man gewisse Anstrengungen und Entbehrungen einräumt. Schnell entsteht so ein Bild der heilen, einfachen Welt fern von urbanen Sorgen und industrieller, skandalgebeutelter Landwirtschaft. Dabei wird häufig übersehen, mit welchen existenziellen Problemen sich die Bergbauern und Bäuerinnen konfrontiert sehen.

Die mangelnde Konkurrenzfähigkeit, bedingt durch Erschwernisse wie Höhenlage, kurze Vegetationszeiten, steile und schwer zu bewirtschaftende Flächen, zwingen zu Hofaufgaben, Nebenerwerbstätigkeit oder touristischen Angeboten wie „Urlaub auf dem Bauernhof“. Zusätzlich erscheint vielen Bergbauern ein Weiterführen der Landwirtschaft ohne finanzielle Förderungen undenkbar. Diese Umstände können zu einem neuen beruflichen Selbstverständnis der Bergbauern und Bergbäuerinnen führen, in welchem etwa die Lebensmittelproduktion der Landschaftspflege untergeordnet wird. Finanzielle Unterstützung erhält die Berglandwirtschaft vor allem für die Landschaftspflege.

Hemma Burger-Scheidlin hat den Wandel des bergbäuerlichen Berufs in ihrer Diplomarbeit „Kultur-Landschaft(s)-Pfleger: Selbstverständnis, Image und Identität der österreichischen Bergbauern“ (2002) ausführlich behandelt.

In ihren Gesprächen mit Bergbauern und Bergbäuerinnen der steirischen Region Krakau zeigt sich, dass diese die ihnen von außen auferlegte Rolle der LandschaftspflegerInnen nur bedingt annehmen und sie zum Teil sogar als Demütigung empfinden. Stattdessen

räumt man dieser Tätigkeit allenfalls den Rang einer Begleiterscheinung ihrer eigentlichen Funktion, der Produktion von Nahrungsmitteln, ein. Die Nahrungsmittelerzeugung stellt für die Bergbauern und Bäuerinnen somit den Kern ihres beruflichen Selbstverständnisses dar. Zum Zeitpunkt ihrer Forschung bestand also (noch) eine gewisse Diskrepanz zwischen dem von außen auferlegtem Berufsbild und dem Selbstverständnis der Bergbauern/Bergbäuerinnen von ihren Aufgaben.

1.2. Forschungsfragen

An ebendieser Erkenntnis will ich mit meiner eigenen Forschungsarbeit anknüpfen. Grundsätzlich will ich der Frage nachgehen, ob es diesbezügliche Unterschiede im Verständnis des bergbäuerlichen Berufs zwischen österreichischen und italienischen bzw. ladinischen Bergbauern und -bäuerinnen gibt und wenn ja, welche Faktoren dafür verantwortlich sind.

Aus welchem Grund werden bestimmte Funktionen der bäuerlichen Arbeit als Aufgabe der Landwirtschaft betrachtet und andere nicht? Welche Wertvorstellungen lassen sich in den Aussagen der Bauern und Bäuerinnen erkennen und welche Denkmuster liegen dahinter? Sind diese Wertvorstellungen mit dem Konzept der multifunktionalen Berglandwirtschaft vereinbar? Wie werden Tourismus, Förderungen und Nebenerwerbstätigkeit beurteilt und haben diese Aspekte Auswirkungen auf die bergbäuerliche Berufsidentität? Wie muss Landschaft aussehen, um von Bauern und Bäuerinnen als schön empfunden zu werden? Versteht man sich als Landschaftspfleger oder Bauer? Wie fällt der Blick in die Zukunft aus?

1.3. Motivation

Es sei hier kurz erklärt, warum sich ein Ethnologiestudent mit dem eher unpopulären Thema Landwirtschaft beschäftigt und warum er dazu ein scheinbar beliebiges Dorf in Südtirol beforscht. Der Grund für die Themenwahl ist sicherlich in meinem eigenen Hintergrund zu finden. Ich selbst bin am Land, umringt von Bauernhöfen, aufgewachsen und habe viel Zeit am Hof meiner Großeltern verbracht. Ich bin also mit dem bäuerlichen Leben und dem Leben auf dem Land vertraut. Mit dem Studienbeginn in Wien rückten Land und Landwirtschaft in den Hintergrund. Auch wenn das Thema Landwirtschaft im Ethnologiestudium nur eine marginale Rolle spielt, hatte ich im Jahr 2007 eine erste Chance zur wissenschaftlichen Annäherung. Damals besuchte ich im Rahmen einer Lehrveranstaltung, bei der Methoden der Feldforschung unter der Leitung von Prof. Wolfgang Kraus und Prof. Martina Steiner geübt werden sollten, das ladinische Dorf Campill (lad. Lungiarü) im Südtiroler Gadertal. Mehrere zu untersuchende Themen, darunter auch Landwirtschaft, standen zur Auswahl. Ich entschied mich, die dortige Landwirtschaft zu untersuchen. Gemeinsam mit drei weiteren Studienkollegen galt es nun Interviews mit Bergbauern und Bergbäuerinnen zu führen. Die InterviewpartnerInnen erwiesen sich als sehr kooperativ und beantworten geduldig unsere Fragen. Weil ich nicht davon ausgehe, dass diese Hilfsbereitschaft überall eine Selbstverständlichkeit ist, beschloss ich, auch meine Interviews für die vorliegende Arbeit in dieser Region durchzuführen.

1.4. Aufbau der Arbeit

Im einleitenden Teil (Kap. 2.) werde ich zuerst meinen methodischen Zugang erklären. Erhebung- und Analysemethoden werden darin ebenso wie die praktische Umsetzung im Feld dargelegt. Zu Beginn des 3. Kapitels werde ich, um den ethnologischen Kontext dieser Arbeit herzustellen, einige charakteristische und maßgebende Zugänge des Fachs zum Thema Landwirtschaft diskutieren.

Nach einer kurzen Darstellung der naturräumlichen Gegebenheiten (Kap. 3.2) in die Südtirols Landwirtschaft eingebettet ist, folgt eine ausführliche Beschreibung ihrer historischen Entwicklung seit 1945 (Kap. 3.3.).

Im nächsten Kapitel stelle ich meine Forschungsregion und meine InterviewpartnerInnen vor. Im empirischen Teil (Kap. 4.) lege ich meine eigenen Interviewergebnisse dar. Dabei werde ich versuchen, die Bedeutung der Aussagen meiner InterviewpartnerInnen in Verbindung mit der themenrelevanten Fachliteratur zu erklären. Der empirische Teil meiner Arbeit ist in 6 Themenkomplexe gegliedert. Zuerst befasse ich mich darin mit der Einstellung der Bauern und Bäuerinnen zu Leben und Beruf (Kap. 4.1.), Förderungen (Kap. 4.2.) und Tourismus (Kap. 4.3.). In Kapitel 4.4. wird das landwirtschaftliche wie auch das touristische Verständnis von Landschaft erklärt, um so zur Kernfrage nach dem bäuerlichen Berufsverständnis (Kap. 4.5.) überzuleiten. Darin gehe ich der Frage nach, ob man sich als LandschaftspflegerIn oder Bauer/Bäuerin versteht. Bevor ich in Kapitel 5 meine Ergebnisse zusammenführe, kommen meine InterviewpartnerInnen zu zukünftigen Herausforderungen (Kap. 4.6.) und der Bedeutung der Hofkontinuität (Kap. 4.7.) zu Wort.

2. Methode

2.1. Qualitative Forschung

Bevor ich mich mit der eigentlichen Thematik befasse, möchte ich meinen methodischen Zugang erklären. Dabei habe ich mich für eine qualitative Vorgehensweise entschieden.

Bei qualitativer Forschung ist darauf zu achten, dass die gewählten Methoden und Theorien dem jeweiligen Gegenstand angemessen sind. Zudem wird die eigene Reflexion über die Forschungsarbeit als Teil der wissenschaftlichen Erkenntnis verstanden. Des Weiteren werden unterschiedliche Perspektiven berücksichtigt und analysiert (vgl. Flick 2007: 26). Ein wesentlicher Unterschied zu quantitativer Forschung besteht im Verzicht auf standardisierte Methoden, „die sicherstellen, dass allen Befragten dieselben Fragen gestellt werden, damit die Antworten auch tatsächlich ausgezählt, verglichen, und zu einander in Beziehung gesetzt werden können“ (Sökefeld 2003: 96).

Worin Bergbauern und Bergbäuerinnen ihre berufliche Aufgabe sehen, hängt von vielen unterschiedlichen Faktoren ab, welche meines Erachtens nur schwer mit vorab formulierten Fragebögen und den dazugehörigen Antwortmöglichkeiten erfassbar sind. Aus der Vielseitigkeit der bergbäuerlichen Arbeit ergibt sich, wie ich meine, auch eine Vielfalt an Möglichkeiten, seinen Beruf wahrzunehmen.

Faktoren wie Tourismus, Nebenerwerb und Förderungen können dieses ohnehin breite Spektrum an Perspektiven zusätzlich erweitern.

Diesem Umstand wollte ich mit einer möglichst offenen Fragestellung gerecht werden, welche den Beteiligten Raum ließ, ihre eigene Sicht der Dinge darzulegen. Diese Offenheit der Fragen stellt ein zentrales Charakteristikum qualitativer Methoden dar. Unter den vielen Möglichkeiten der Interviewführung, die innerhalb der qualitativen Forschung existieren, schienen mir für meine Forschung halbstrukturierte Leitfadeninterviews angemessen.

Mein Leitfaden enthielt offene Fragen zu den Themen Landschaftspflege, Tourismus, Nebenerwerb, Förderungen und Zukunft der Berglandwirtschaft.

Judith Schlehe beschreibt die Verwendung des Leitfadens folgendermaßen:

„Ein wichtiges Prinzip ist der flexible Umgang mit dem Leitfaden. Er muss keineswegs stur abgearbeitet werden, vielmehr ist auch hier die situative Kompetenz der interviewenden Person gefragt, insofern als sie je nach Gesprächsverlauf nicht nur die Reihenfolge, sondern auch die Themen ändern bzw. dem oder der Interviewten die Möglichkeit geben darf, eigene Themen einzuführen. Außerdem gibt es auch in dieser Interviewform die Möglichkeit, vertiefend nachzufragen, bevor man zur nächsten Frage übergeht: Neben den Leitfadenfragen können immer auch ad hoc-Fragen gestellt werden.“ (Schlehe 2003: 79)

Bei der Aufarbeitung der transkribierten Interviews verwendete ich, wenn auch nur als Ergänzung, Mayrings Methode der Qualitativen Inhaltsanalyse.

Die Methode ist gewissermaßen eine Synthese qualitativer und quantitativer Verfahrensschritte:

„Sie muss der konkreten Fragestellung, dem Gegenstand der Untersuchung flexibel angepasst werden, darf dabei aber nicht auf die Kerngedanken der Systematik, Regelgeleitetheit, Theoriegeleitetheit und Überprüfbarkeit der Analyse verzichten.“ (Mayring 2005: 17)

In meinen Interviews habe ich Fragen zu verschiedenen Themenkomplexen (Leben und Beruf, Förderungen, Tourismus u.a.) gestellt. Nach der Transkription „zerlegte“ ich die Interviews und ordnete die Aussagen meiner InterviewpartnerInnen diesen Themen zu. Auch der weitere Umgang mit den so zusammengefassten Interviewpassagen erfolgt systematisch und regelgeleitet. Sie werden durch Paraphrasierung, Generalisierung und Reduktion weiter zusammengefasst, wodurch die Aussagen der einzelnen Interviews miteinander verglichen werden können. Der Umgang mit zuvor großen und unübersichtlichen Datenmengen wird also erleichtert (vgl. Mayring 2003: 61).

Nachdem ich mein Datenmaterial durch diese Verfahrensschritte verringert, erschien mir das dadurch erhaltene Analysematerial für meine Forschung aber ungeeignet. Auch wenn die Botschaft einer Interviewpassage grob erhalten blieb, ging vieles, was „zwischen den Zeilen“ steht, verloren. Mit dem reduzierten Material habe ich mir dann nur einen Überblick verschafft, in welche Richtung die Gesamtbotschaft der Interviews geht. Letztlich habe ich aber versucht, jede Interviewtranskription für sich und im Ganzen zu analysieren und auch die Bezüge der Interviews zueinander zu verstehen. Einzelne Aussagen erschienen mir erst im Kontext des gesamten Interviews und vor

dem Hintergrund des jeweiligen Gesprächspartners verständlich. Ich habe mich zu diesem Zeitpunkt der Interviewanalyse natürlich schon mit der Fachliteratur beschäftigt. Die Analyse der Interviews geschah also in Kenntnis um den Forschungsstand zum Thema. Einige meiner Schlussfolgerungen haben sich bei fortlaufender Auseinandersetzung mit der Fachliteratur auch als mangelhaft erwiesen und ich habe sie deshalb verworfen. Burger-Scheidlins Überlegungen zum bäuerlichen Berufsverständnis waren schon vor meiner eigenen empirischen Arbeit ein wesentlicher Leitgedanke und flossen so auch in meinen Fragebogen ein. Es liegt im Sinn offener Interviews, dass Themen angesprochen werden können, die nicht im Fragebogen enthalten waren. Burger-Scheidlins Schlussfolgerungen bildeten aber die Basis meiner Fragestellung. Wenn sich im Laufe der Interviews aber nicht berücksichtigte Themen als relevant erwiesen, dann habe ich die Richtung meiner Fragestellung dem angepasst. Im Gegensatz zu Burger-Scheidlin konnte ich keine Interviews mit TouristInnen durchführen, weil die touristische Saison überwiegend auf die Monate Juli und August begrenzt ist. Da in diese Zeit auch die „landwirtschaftliche Hochsaison“ fällt und damit die Zeit, um Interviews zu geben, sehr knapp ist, habe ich meine Feldforschung davor durchgeführt.

2.2. Praktische Umsetzung

Zu meinen Interviews kam ich, indem ich von Hof zu Hof ging und nach potenziellen InterviewpartnerInnen Ausschau hielt. Ortskenntnis hatte ich bereits durch meinen ersten Aufenthalt 2007. Dass ich durch den damaligen Aufenthalt einige mögliche GesprächspartnerInnen kannte, erleichterte meinen Zugang.

Die beträchtlichen Distanzen, die ich dabei zu Fuß zurücklegte, nutzte ich, um über den bisherigen Verlauf meiner Forschung zu reflektieren. Das Gehen war auch deshalb keine Zeitverschwendung, weil es mir die Möglichkeit gab, mir einen Eindruck von der dortigen Landwirtschaft und Landschaft zu machen. Nachdem ich ein Interview geführt hatte, hielt ich meine Eindrücke von der Gesprächssituation und neue Ideen, die sich aus dem Gesagten ergaben, auf meinem Aufnahmegerät fest.

In diesem Sinne war der Verzicht auf motorisierte Fortbewegungsmittel durchaus bewusst gewählt und gewissermaßen Teil der Methode.

Die Gespräche eröffnete ich mit einer unspezifischen Einstiegsfrage. Im Anschluss folgten die spezifischen Fragen meines Leitfadens, wobei ich versucht habe, diese möglichst reibungslos in den Gesprächsverlauf einzubringen.

Die erste Interviewanbahnung kostete mich erhebliche Überwindung. Beim Aufenthalt im Jahr 2007 traten wir immer als Gruppe an die InterviewpartnerInnen heran, was ein gewisses Gefühl des Rückhalts bot. Um die Hürde des ersten Interviews ohne KollegInnen etwas herabzusetzen, besuchte ich den Hof eines Bauern, der mir als besonders angenehmer Interviewpartner in Erinnerung war.

Bei diesem ersten Interview, welches dazu dienen sollte, die Tauglichkeit meines Leitfadens zu testen, hatte ich den Eindruck, dass der Leitfaden einem offenen Gespräch zwischen mir und meinem/meiner GesprächspartnerIn im Weg stand, weil ich zu sehr darauf fixiert war, alle Fragen meines Leitfadens zu erwähnen. Weil mir der Leitfaden also hinderlich erschien, prägte ich mir, einer Empfehlung von Schlehe folgend, die zentralen Fragen des Leitfadens ein und griff auf diesen nur selten- meist gegen Ende des Interviews- zurück, um etwaige vergessene Fragen zu stellen (vgl. Schlehe 2003: 79). Ansonsten erwiesen sich die Fragen meines Leitfadens als durchaus passend, wobei mir die Gespräche aus dem Jahr 2007 als hilfreiche Wegweiser zu relevanten Themen dienten. Zur Aufzeichnung der Gespräche benutzte auch ein Diktiergerät und erklärte vor dem Interview stets, dass die Aufnahme für meine Arbeit nötig ist. Gleichzeitig sicherte ich den InterviewpartnerInnen Anonymität zu. Während meines einmonatigen Aufenthalts zwischen April und Mai 2010 konnte ich 11 Südtiroler Bergbauern und Bergbäuerinnen interviewen. Mit Ausnahme eines Gesprächs, bei dem beide Bauersleute anwesend waren, handelte es sich um Einzelgespräche. Das Alter der acht männlichen und drei weiblichen Gesprächspartner liegt zwischen 26 und 66 Jahren. Die Interviewdauer beträgt im Durchschnitt 50 Minuten. Zusätzlich habe ich acht Interviews, welche ich zusammen mit StudienkollegInnen während meines Feldpraktikums im Jahr 2007 durchführen konnte, analysiert. Fünf der acht InterviewpartnerInnen, die 2007 interviewt wurden, habe ich 2010 erneut befragt. Damit konnte ich für die vorliegende Arbeit insgesamt 18 Interviews mit 13 Personen- neun Männern und vier Frauen- transkribieren und analysieren.

Die Interviewsituation war in etwa so, wie Judith Schlehe es beschreibt:

„Die Grenzen zum Gespräch sind oftmals fließend, und statt immer zu führen, muss der oder die Interviewende sich gleichfalls darauf einlassen können, den Angeboten des Gegenübers und der Dynamik der jeweiligen Interaktion zu folgen. Auch die interviewende Person muss Erklärungen abgeben, Fragen beantworten und einige Aspekte ihres Selbst preisgeben. Sie ist das Forschungsinstrument und nur, wenn ihr Vertrauen und Interesse entgegengebracht wird, wird man ihr etwas mitteilen.“ (Schlehe 2003: 74)

Nur selten verliefen meine Interviews über die volle Dauer so, dass ich die Fragen stellte und mein Gegenüber sie beantwortete. Meine GesprächspartnerInnen wollten meist auch etwas über mich und mein Studium oder über die Situation der Bauern in Österreich wissen. Auch sonst wurden Themen besprochen, die, wenn auch interessant, für meine Forschung nicht wirklich nützlich waren. So hatte beispielsweise einer meiner Interviewpartner im Winter einen schweren Skiunfall und in beinahe jedem Gespräch wurde über diesen Unfall gesprochen. Man kann eben vor der Feldforschung nicht genau wissen, was für Themen vor Ort gerade relevant sind.

Im Gegensatz zu den Interviews von 2010, wurden die Gespräche von 2007 im Dialekt transkribiert. Aufgrund besserer Verständlichkeit und Einheitlichkeit habe ich diejenigen Interviewpassagen, welche ursprünglich im Dialekt transkribiert wurden und nun in diese Arbeit einfließen, auch auf Hochdeutsch transkribiert.

Damit nicht der Eindruck entsteht, Interviews zu bekommen war ein „Spaziergang“, sei abschließend noch erwähnt, dass ich, wenn auch nur selten, sehr wohl Interviewabsagen bekam. Ein Bauer, der im Jahr 2007 bereitwillig ein Interview gab, verweigerte dies 2010. Im Grunde lehnte er zwar nicht explizit ab, aber als ich versuchte das Interview mit einer Einstiegsfrage zu eröffnen, antwortete er schlicht und einfach nicht. Ein Altbauer und eine Altbäuerin lehnten mit Bedauern ein Gespräch ab, weil sie ihre Deutschkenntnisse für nicht ausreichend hielten. Ein anderer Bauer erklärte sich grundsätzlich zu einem Gespräch bereit. Weil er aber gerade keine Zeit hatte, vereinbarten wir einen Termin am nächsten Tag. Am nächsten Tag kam es wieder zu keinem Gespräch mit ihm, weil eine seiner Kühe kalbte. Er verwies mich aber an seine Frau. Er habe sie über meinen Besuch informiert und sie warte bereits auf mich. So kam ich also doch noch zu meinem Interview. Ein anderer Interviewversuch kam erst gar nicht zu Stande, weil mich der Hofhund energisch vom Grundstück vertrieb. Es sei erwähnt, dass auf praktisch jedem Hof ein Hund anzutreffen war. Diese waren aber meist angekettet und durch ihr Gebell von weitem schon als klein und damit harmlos

enttarnt. In diesem einen Fall war der Hund jedoch weder angekettet noch klein. Als er, so war zumindest mein Eindruck, angriffsfreudig auf mich zulief, suchte ich eiligst das Weite. Ein anderes Mal musste ich mein Suche nach InterviewpartnerInnen wegen plötzlichen Schneefalls abbrechen. Ich habe im Mai nicht mit Schneefall gerechnet und war folglich unzureichend ausgerüstet. Diese kleinen Anekdoten sollten zeigen, dass nicht alles reibungslos verlief.

3. Forschungsfeld

3.1. Ethnologische Blicke auf Land und Landwirtschaft

Verstärkt ins Blickfeld ethnologischer Forschung rückten bäuerliche Gesellschaften, so genannte *Peasants*, ab den 1950er Jahren.

Auslöser dafür war, so Kearney, dass das bis dahin immanente Gegensatzpaar der ethnologischen Forschung, die Unterscheidung von modern und primitiv, an Gültigkeit verloren hat und ein neues „Forschungsobjekt“ gefunden werden musste:

„This oppositional difference between modern and primitive was the axis upon which anthropology was initially constructed and practiced. No wonder, then, that the disappearance of the primitive implied a crisis for anthropology insofar as it was a kind of natural history based on field research. But the crisis was averted by the discovery of another type, the ‘peasant’.” (Kearney 1996: 4)

Einen Grundstein der *Peasant Studies* legte Robert Redfield mit seinem 1956 erschienen Werk „*Peasant Society and Culture*“. Redfield wirft darin die Frage auf, wie man die Beziehungen einer bäuerlichen Gesellschaft zur restlichen Welt außerhalb der Gemeinschaft beschreiben kann. Bis dahin hatten sich anthropologische Untersuchungen weitgehend auf isolierte Gesellschaften beschränkt (vgl. Redfield 1956: 36-37).

Redfield sieht in den bäuerlichen Gesellschaften „little traditions“ die in „big traditions“ eingebettet sind. Die „big tradition“ wird von der Elite getragen und beeinflusst die „little tradition“ der bäuerlichen Gesellschaften. Zwar stehen die beiden in einem wechselseitigen Verhältnis, doch Redfields Beispiele weisen ein hierarchisches Gefälle auf, in welchem die „big tradition“ die „little tradition“ dominiert (vgl. Redfield 1956: 71 ff). Ähnlich einflussreich war Alexander Tschajanows Arbeit „Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft“. Obwohl bereits 1923 in Deutsch und 1925 in Russisch veröffentlicht, erreichte sie erst durch die Übersetzung ins Englische 1966 weit reichende Beachtung (vgl. Spittler 1987: 8-9).

Tschajanow rückt die bäuerliche Familienwirtschaft und deren Arbeitsorganisation in den Mittelpunkt der Betrachtung. Er weist auf die zentrale Rolle des Hofes und der Hofkontinuität hin. Nach Tschajanow richtet sich der Arbeitsaufwand bäuerlicher

Haushalte nach der Anzahl der Familienmitglieder. Sind mehr KonsumentInnen am Hof zu versorgen, muss durch gesteigerten Arbeitseinsatz mehr produziert werden. Ist das Verhältnis zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen am Hof günstig und die Versorgung der Haushaltmitglieder ganzjährig gesichert, wird die Arbeitsintensität verringert (vgl. Seiser 2009: 166).

Das Handeln der bäuerlichen Familie wird also nicht von Gewinndenken, sondern von der Befriedigung der Bedürfnisse des Haushalts bestimmt (vgl. Tschajanow 1987: 35). Nun sind Tschajanovs Erkenntnisse nicht ohne Einschränkungen für bäuerliche Haushalte in Tirol gültig. Weil bewirtschaftbares Land in Tirol stark begrenzt ist, kann die Produktion nicht beliebig ausgedehnt werden, wie Pospisil anmerkt (vgl. Pospisil 1995: 316-317). Die Gegebenheiten in den jeweiligen Forschungsgebieten können sich, etwa beim Zugang zu nutzbarem Land, natürlich voneinander unterscheiden. Dass Tschajanovs Theorien nachhaltigen wissenschaftlichen Einfluss hatten und haben, ist deshalb aber nicht gleich ungerechtfertigt.

In eine andere Richtung geht Julian Steward mit seinem kulturökologischen Ansatz. Steward ging der Frage nach, warum sich in räumlich voneinander getrennten Gesellschaften ähnliche kulturelle und soziale Merkmale (Siedlungsform, Arbeitsorganisation u.a.) finden lassen. Den Grund dafür liege darin, dass sich unter ähnlichen Umweltverhältnissen ähnliche Formen der Anpassung entwickeln (vgl. Viazzo 1989: 3).

Besonders die Berggebiete boten sich als Forschungsgebiete der Kulturökologie an, weil die schwierigen Umweltbedingungen die Anpassungsmöglichkeiten der Menschen dort besonders stark beeinflussen und beschränken (vgl. Viazzo 1989: 35).

Allerdings arbeiteten die damaligen Vertreter sozialanthropologischer Forschung auf ihrer Suche nach Ähnlichkeiten beinahe ahistorisch und ignorierten somit die Möglichkeit historischer Variabilität (vgl. Cole & Wolf 1995: 10).

Anhand seiner eigenen empirischen Arbeit erkennt Netting im kulturökologischen Ansatz von Steward kein geeignetes Werkzeug, um besagte Ähnlichkeiten zu belegen. Alle sozialen, ökonomischen und kulturellen Merkmale als eine Anpassung an die Umwelt zu interpretieren, sei dogmatisch und bei umfassender empirischer und historischer Arbeit haltlos:

„Significant elements of communal land tenure, political structures, and rules governing marriage owe their existence to an interplay of subsistence exigencies, ethnic background and migration, and external legal and military constraints operating through time. Determinism in any clear, unmitigated sense can seldom be discerned among the tangled threads of history. The notion that ecology is a search for origins is misguided and simplistically misleading.” (Netting 1981: 224)

Auf der Suche nach Universalien darf daher, so Viazzo, die linguistische, ethnische und religiöse Vielfalt in den Alpen nicht übersehen werden (vgl. Viazzo 1989: 51).

Wie zu erkennen ist, gibt es in der Sozialanthropologie kein einheitliches Konzept von *Peasants*. Aus der kontroversiellen Diskussion rund um die Definition von *Peasant Societies* lassen sich nach Kirchengast (vgl. Kirchengast 2008: 23) zumindest drei beständige Charakteristika dieser Gesellschaften erkennen:

1. Familie und Haushalt sind für Bauern sowohl Produktions-, Konsum-, als auch Reproduktionseinheit. Beruf und Privatsphäre sind nicht von einander getrennt.
2. Im Zentrum der bäuerlichen Arbeits- und Lebenswelt stehen der eigene Grund und Boden und dessen landwirtschaftliche Bestellung, wobei *Peasants* als subsistenzwirtschaftende Bauern und Bäuerinnen verstanden wurden.
3. *Peasant Societies* sind Teile von übergeordneten Gesellschaften und können eigene soziokulturelle Regeln aufweisen. Die übergeordneten Gesellschaften nehmen oft eine dominante Position ein.

In meiner Untersuchung sehe ich bäuerliche Gesellschaften nicht im Sinne eines „traditional anthropological peasant prototype marked by timidity, conservatism, rigidity, and lack of inventiveness [...]” (Pospisil 1995: 330). Ich gehe davon aus, dass es unabhängige, vom Einfluss der restlichen Welt abgeschlossene bäuerliche Gesellschaften im globalen Zeitalter nur noch äußerst selten (vgl. Kearney 1996: 3) - und in Europa schon gar nicht- gibt.

Ich suche damit nicht nach den Kriterien des traditionellen anthropologischen Prototyps von bäuerlicher Gesellschaft, sondern versuche, die Art und Weise, wie die Bergbauern und Bäuerinnen sich und ihr Berufsbild an die gegebenen Umstände anpassen, zu

beleuchten. Einige Aussagen meiner InterviewpartnerInnen können aber auf „traditionelle“ bäuerliche Denk- und Handlungsmuster zurückgeführt werden, wenn der „peasant prototype“ auch nicht (mehr) existiert.

3.1.1. Charakteristika des bäuerlichen Habitus

Mit dem Ende der *Peasant Societies* haben „klassische“ bäuerliche Wertmuster an Verbindlichkeit verloren, wie Groier festhält:

„Diese Transformation der bäuerlichen zur ländlichen Gesellschaft weicht klassische bäuerliche Wertmuster auf. Der Bezug zum Boden, zur Arbeit am Hof sowie das ungeschriebene Gesetz der Weitergabe des Betriebes an die nächste Generation verlieren an Verbindlichkeit.“ (Groier 2004: 11)

Mögen sie auch an Verbindlichkeit einbüßen, so sind diese „klassischen“ Wertmuster deshalb natürlich nicht völlig verloren.

Bäuerliche Denk- und Handlungsmuster, die auf erfolgreiche Subsistenzwirtschaft ausgelegt waren, können, so Schallberger, immer noch gefunden werden.

Mit seinem „Habitus Subsistenz“-Konzept zeigt er des weiteren, dass dieses bäuerliche Denk- und Handlungsmuster mit den heutigen Aufgaben, die eine moderne Landwirtschaft aus Sicht von Gesellschaft und Agrarpolitik zu erfüllen hat, nicht immer konform ist.

Das Habitus Subsistenz Konzept leitet sich von Pierre Bourdieus Habitusbegriff ab.

Habitusformen erzeugen nach Bourdieu „Systeme dauerhafter und übertragbarer *Dispositionen*, als strukturierte Strukturen, die wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren [...]“ (Bourdieu 1999: 98).

Habitus erzeugt und begrenzt als ein Produkt der Geschichte individuelle und kollektive Praktiken. Er äußert sich in Wahrnehmungs-, Denk-, und Handlungsmustern, die konstant über den Zeitverlauf hinweg reproduziert werden (vgl. Bourdieu 1999: 102-107).

Nach Schallberger gibt es gewisse Handlungsmotive bei Bauern und Bäuerinnen, die einem Denkmuster entspringen, welches in der familiären Subsistenzwirtschaft seinen Ursprung hat. Diese Motive können den neuen Ansprüchen an Landwirtschaft, etwa der Ökologisierung und der Landschaftspflege, widersprechen und die Anpassung an die neuen Umstände erschweren.

Ein bekanntes Beispiel, welches nach Schallberger auf dieses subsistenzlogische Denken zurückzuführen ist und sich auch heute noch in der Praxis finden lässt, ist die Forderung nach einem „gerechten Preis“. Der Gang auf den (lokalen) Markt war für Bauern und Bäuerinnen ursprünglich nur dazu gedacht, etwaige Subsistenzlücken zu schließen. Produktion und Denken der Familienwirtschaft waren aber nicht für den Markt konzipiert. Als Folge dessen wurden Tauschprozesse nicht preistheoretisch, sondern moralisch im Sinne eines „gerechten Preises“ gewertet (vgl. Schallberger 1996: 31):

„In der Forderung nach gerechten Preisen kommt eine Moralisierung von Tauschprozessen zum Ausdruck, die ein wesentliches Stilmerkmal der bäuerlichen Auslegung ökonomischer Wirklichkeit bildet.“ (Schallberger 1996: 6)

Durch die Umorientierung der Agrarpolitik weg von den Preisstützungen, entspricht diese Forderung nicht den gegebenen Marktverhältnissen.

Weitere Motive, die auf der Subsistenzwirtschaft basieren, sind die Mehrung von Bruttoerträgen und das Festhalten an verhältnismäßig unökonomischen Arbeiten. In den autarken Familienbetrieben gab es meist eine Fülle an familiären Arbeitskräften, welche unrentable Arbeiten verrichten konnten. Damit wird „das Festhalten an subsistenzlogischen Denkkategorien für die Bauern gleichsam zur Falle [...], da es nunmehr *objektiv* neue ökonomische Strategien sind, auf die sich ein erfolgsorientiertes Handeln *subjektiv* abstützen muss“ (Schallberger 1996: 169).

Es sind aber nicht nur ökonomische Motive, die das „Habitus Subsistenz Denkmuster“ prägen. In der bäuerlichen Familienwirtschaft ist nachhaltiges Wirtschaften ein Grundsatz, weil nur so die langfristige Hofkontinuität erhalten werden kann.

Durch ihr „primäres ökologisches Bewusstsein“ (Schallberger 1996: 33) erscheinen den Bauern/Bäuerinnen Subventionen für „nachhaltigeres“ Wirtschaften unverständlich, da man seit jeher nachhaltig wirtschaften müsse, um den nächsten Generationen eine intakte Landwirtschaft übergeben zu können. Die Wahrung der Hofkontinuität kann nun zum Problem für den Hoferben werden, da er einerseits den Familienwillen erfüllen und den Hof weiterführen soll, andererseits die außerlandwirtschaftlichen Alternativen eines Erwerbs heute gegeben und meist günstiger sind, wodurch

„die gleichsam habituell-organischen Bindungen an den Hof einem Erosionsprozess ausgesetzt sind. Im Grenzfall erlebt ihn der designierte Hoferbe selbst als eine Zerrissenheit zwischen der Orientierung am gemeinschaftlichen Zusammenhang von Hof und Familie und ´individualistischen` Orientierungen.“ (Schallberger 1996: 34)

Im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit will ich daher auch nach dieser „Zerrissenheit“ der Hoferben suchen. Wie sich zeigen wird, ist diese nicht auf die Hoferben beschränkt, sondern betrifft auch die Erblasser.

3.2. Südtirol als Standort landwirtschaftlicher Produktion

Bei der Beschreibung des naturräumlichen Umfelds der Südtiroler Landwirtschaft spielt dessen Höhenlage eine zentrale Rolle. Der alpine Charakter des Landes spiegelt sich deutlich in den Zahlen wider. Rund 64% der Landesfläche befinden sich auf über 1500 Metern Meereshöhe. 14,4 % liegen zwischen 1200 und 1500 Metern während nur 3,9 % der Landesfläche unter 500 Metern liegen (vgl. Autonome Provinz Bozen 2010: 6).

Hinzu kommt ein hoher Anteil an steilen Flächen.

Durch die extreme Höhenlage ergeben sich kürzere Vegetationszeiten, die Steilheit der landwirtschaftlich genutzten Flächen erschwert eine maschinelle Bearbeitung. 11% der Flächen haben eine Neigung von über 60% und sind deshalb nicht mehr mit Maschinen befahrbar. Insgesamt liegt bei über 60% der landwirtschaftlichen Nutzflächen eine erschwerte Bearbeitung aufgrund der Hangneigung vor (vgl. Autonome Provinz Bozen (o.J.): 14). Als Anpassung an die natürlichen Gegebenheiten dominiert daher in den tief gelegenen Gebieten Obst- und Weinbau und im Berggebiet Rinderhaltung zur Milch- und Fleischerzeugung.

3.3. Entwicklung der Südtiroler Landwirtschaft seit 1945: Zwischen Selbstversorgung, Marktorientierung und Multifunktionalität

3.3.1. Rückgang an Erwerbstätigen und zunehmende Marktorientierung

Die wirtschaftlich überragende Bedeutung, welche der Landwirtschaft im Südtirol der Nachkriegszeit zukam, zeigen die Zahlen der Allgemeinen Volkszählung aus dem Jahr 1951. Zum Zeitpunkt der Zählung betrug die Anzahl an Erwerbstätigen in der Südtiroler Landwirtschaft 62.366 Personen, was einem Anteil von 42,6% der damaligen Gesamtbevölkerung entsprach (vgl. Leidlmair 1958: 104).

Im Vergleich zu vorangegangenen Jahrzehnten ist aber nichts desto trotz ein deutlicher prozentueller Rückgang der landwirtschaftlichen Erwerbstätigkeit zu verzeichnen. Bei zeitlichen Vergleichen während und nach dem zweiten Weltkrieg müssen allerdings politische Entscheidungen berücksichtigt werden, um den anteilmäßigen Rückgang von Bauern und Bäuerinnen an der Südtiroler Gesamtgesellschaft zu verstehen.

Während des zweiten Weltkriegs war die Südtiroler Gesellschaft bäuerlicher als je zuvor. Das lag daran, dass vor allem Beschäftigte im Sekundär- und Tertiärsektor die Option¹ wählten und nach Deutschland auswanderten, weil sie am meisten unter der diskriminierenden Politik der Faschisten litten, da ihnen Arbeitsplätze in diesen Wirtschaftsbereichen vorbehalten blieben (vgl. Cole & Wolf 1995: 346-347).

Der Grund für den darauf folgenden Rückgang an Erwerbstätigen in der Landwirtschaft liegt nicht unbedingt in einem „Bauernsterben“² sondern in einer Verringerung familienexterner Arbeitskräfte.

Die Familie war zwar auch davor schon der Kernpunkt des bäuerlichen Betriebs, aber nun zogen sich regelmäßig mithelfende Verwandte und Fremdarbeiter aus der Landwirtschaft zurück, wodurch die ohnehin schon enge Verbindung von Familie und Betrieb noch engmaschiger wurde (vgl. Fliege 1998: 220).

¹ Die Option war eine von Hitler und Mussolini 1939 beschlossene und durchgeführte Volksbefragung. Dabei mussten sich die deutschsprachigen Südtiroler entweder für den Verbleib in Italien oder für die Umsiedlung nach Deutschland entscheiden.

² Unter Bauernsterben verstehe ich die endgültige Bewirtschaftungsaufgabe eines Hofes.

In der Nachkriegszeit ist die Subsistenzwirtschaft vor allem in den Gunstlagen des Talbereichs bereits weitgehend verschwunden und findet sich nur noch vereinzelt, wie Leidlmair schreibt:

„Die Wirtschaft nur für eigenen Bedarf bei geringer Beanspruchung des Marktes ist allerdings längst nicht ausgestorben, sie ist aber zu einem Charakteristikum einzelner Betriebe und nicht mehr geschlossener Räume geworden.“ (Leidlmair 1958: 127)

In der mittlerweile auf Obstbau spezialisierten Tallandwirtschaft kam es ab Mitte der 1950er Jahre -weil die Produktion intensiviert wurde- zu beachtlichen Ertragssteigerungen (vgl. Leidlmair 1965: 574). Im Gegensatz zur Tallandwirtschaft erlauben die natürlichen Erschwernisse im Berggebiet keine flexible Anpassung der Produktion an die Nachfrage des Marktes. In der Berglandwirtschaft wird, als Ausrichtung auf die Produktion für den Markt, auf Grünlandbewirtschaftung mit Viehhaltung umgestellt (vgl. Weitschek 1967: 75-76).

Gleichzeitig lässt der kontinuierliche Rückgang der Ackerflächen die zunehmende Abkehr von der Subsistenzwirtschaft erkennen.

Auch wenn die Betriebszahlen stabil blieben, nahm die Zahl der landwirtschaftlichen ArbeiterInnen weiter ab. Noch bis 1951 beschränkte sich der Rückgang an Arbeitskräften überwiegend auf familienexterne ArbeiterInnen. Ab dann trifft dies auch verstärkt auf mithelfende Familienangehörige zu (vgl. Rother-Hohenstein 1973: 38). Ein entscheidender Grund für die stabilen Betriebszahlen liegt in der Rechtsform des „Geschlossenen Höfes“ (vgl. Weitschek 1967: 35). Um die gesamte praktische wie ideologische Bedeutung dieser Erbform zu verstehen, bedarf es einer genaueren Betrachtung.

3.3.2. Praktische Bedeutung des Geschlossenen Hofes

Das wesentliche Merkmal eines „Geschlossenen Hofes“ ist seine Unteilbarkeit. Auch im Zuge der Vererbung ist der Hof nicht aufteilbar. Die weichen Erben erhalten also keine landwirtschaftliche Nutzfläche, sondern bekommen eine finanzielle Abfindung. Die Höhe der Abfindung richtet sich, wie im ersten Südtiroler Höfegesetz 1954 festgeschrieben wurde, nach dem durchschnittlichen Jahresertrag eines Hofes (vgl. Leonardi 2009: 110).

Die konträre Form zum Anerberecht ist die Realteilung, bei welcher der Besitz auf alle Nachkommen gleichmäßig aufgeteilt werden soll. Diese Form der Vererbung lässt sich etwa im vorwiegend italienischsprachigen Teil Südtirols, in der Provinz Trentino, finden.

Nach der Teilung Tirols als Folge des ersten Weltkriegs, wurde das Tiroler Höfegesetz, in dem die Bestimmungen zum Geschlossen Hof verankert sind, in Südtirol außer Kraft gesetzt. 1954 wurde das erste Südtiroler Höfegesetz verabschiedet, wodurch geschlossene Höfe wieder vor der Aufteilung geschützt waren. Innerhalb der Zeitspanne zwischen 1929 und 1954 wäre die Realteilung als Erbfolgeregel möglich und während der faschistischen Herrschaft sogar Vorschrift gewesen. Trotzdem hielt man vor allem in alpinen Regionen an der Vererbung des gesamten Hofbesitzes an nur einen Erben fest.

Die Verteilung der Hofgründe auf mehrere Erben würde in einer alpinen Region mit all ihren Ertragseinbußen zu nicht überlebensfähigen Hofgrößen führen. In einer Zeit, in der die Nebenerwerbsmöglichkeiten nicht ausreichend waren, galt es daher Hofgrößen zu wahren, die eine Familie ernähren konnten, egal ob nun Realteilung oder Anerberecht im Rechtsverständnis der Bauern und Bäuerinnen verankert war. Wären alternative Erwerbsmöglichkeiten vorhanden gewesen, hätte man die Höfe vermutlich weiter aufgeteilt (vgl. Cole & Wolf 1999: 235-237).

Auch wenn also die Hofteilung als Erbfolgeregel von der faschistischen Regierung eingeführt wurde, verweigerte man deren Umsetzung also aufgrund ökologischer Notwendigkeit. Die Betriebszahlen blieben, wider dem politischen Kalkül, stabil. Ausschließlich als Anpassung an ökologische Verhältnisse lassen sich Vererbungsregeln aber dennoch nicht erklären.

Cole und Wolf haben in ihrer äußerst einflussreichen ethnographischen Studie „Die Unsichtbare Grenze- Ethnizität und Ökologie in einem Alpental“ die Unterschiede zwischen der praktischen Umsetzung der Erbgregeln und der dahinter liegenden Ideologie herausgearbeitet. Ihnen zufolge gehören Erbfolgeregeln besonders in Berggebieten „in den Bereich der Ideologie und sind nicht praxisbezogen“ (Cole & Wolf 1995: 335).

3.3.3. Ideologische Bedeutung des Geschlossenen Hofes

Erst aus der Untersuchung historischer Prozesse kann die Wechselwirkung zwischen Erbgregeln und ökologischen aber auch ökonomischen, sozialen und politischen Faktoren verstanden werden.

Mit der Einführung des unteilbaren Besitzes sicherten die Grundherren des 12. Jahrhunderts ihre Pachtzinse vor der steigenden Bevölkerung ab und bewahrten damit die landwirtschaftliche Produktionsfunktion der Flächen.

Weil es sich um feste Pachtzinse handelte und nicht um solche, die sich nach der realen Erzeugungsmenge richteten, erlangten die Bauern die Kontrolle über ihre Ernten und somit ein großes Maß an Unabhängigkeit (vgl. Cole & Wolf 1995: 105-106).

Zu allererst regelt die Erbfolge die Verteilung häuslicher Macht. Beim System des Geschlossen Hofes wird die häusliche Autorität einem einzigen Erben übertragen. Wie nun häusliche Macht geschaffen wird, beeinflusst das politische Umfeld und wird von diesem beeinflusst, weil der private Status des Bauern außerhalb des Haushalts gleichsam ein politischer Status ist und umgekehrt der bäuerliche Haushalt auf politische Veränderungen reagiert (vgl. Cole & Wolf 1995: 337-340).

In Tirols Geschichte waren es vor allem drei einschneidende politische Umwälzungen, mit denen es sich zu arrangieren galt:

„Im Laufe dieser fast tausendjährigen Periode erlebten die Tiroler also zuerst die Landwerdung Tirols, dann dessen Eingliederung in den habsburgerischen Länderkomplex und schließlich die Vereinnahmung durch das Dritte Reich. Jede neue Stufe der politischen Integration war begleitet von einem parallel dazu verlaufenden Wandel in der politischen Loyalität. Jede Bewegung in Richtung Eingliederung in ein größeres System bestärkte die Kontinuität Tirols als einer politischen und ideologischen Entität. Die Interessen der Tiroler als Tiroler stimmten jeweils in ausreichendem Maße

mit den Interessen des übergeordneten Systems überein, um Tirol seine Autonomie und Identität zu wahren.“ (Cole & Wolf 1995: 341-342)

Auf eine starke Bindung ans Land Tirol und an die Habsburger Monarchie folgte ein Bruch durch die Annexion Südtirols von Italien. Dadurch stimmten die Interessen mit dem übergeordneten System nicht mehr überein. Eine über Jahrhunderte unter Selbstbestimmung lebende, agrarische Gesellschaft traf auf einen urban ausgerichteten, hoch institutionalisierten Staat, der Südtirol in seinen Verwaltungsapparat eingliedern wollte (vgl. Cole & Wolf 1995: 342).

Als Reaktion darauf wurden Symbole und Traditionen der Bäuerlichkeit, kulturelle Kontraste zur italienischen Mehrheit, überbetont und zur Schau gestellt (vgl. Cole & Wolf 1995: 344-345).

Das Festhalten der Südtiroler Bergbauern an Traditionen wie etwa dem „Geschlossenem Hof“, war also zur Zeit von Südtirols Annexion ökologische Notwendigkeit und auf symbolischer Ebene ein Teil der Überbetonung ethnischen Grenzen als Reaktion auf die Bedrohung durch den italienischen Faschismus. Auf politischer Ebene war der Hof als kleinster Baustein einer politischen Gesellschaft eine geeignete Voraussetzung für die Südtiroler Autonomiebestrebungen (vgl. Cole & Wolf 1995: 355).

Es ist also von erheblicher Bedeutung, welche Erbfolge in einem Dorf (ideologisch) vorzufinden ist. Im Falle meines Untersuchungsdorfes ist dies das Anerberecht.

3.3.4. Zwischen Landwirtschaft und Tourismus

Die in Kapitel 3.2. geschilderten topographischen Verhältnisse Südtirols sind für die landwirtschaftliche Produktion vom Nachteil, nicht aber für den Tourismus. Noch bis in die 1950er Jahre war Tourismus weitgehend auf Erholungstourismus während der Sommermonate beschränkt.

Seit 1955 zeichnen sich, wie in anderen europäischen Alpenregionen auch, erste Tendenzen Richtung Sommermassentourismus ab (vgl. Bätzing 1991: 146).

Neben Handwerk und Industrie erfährt daher besonders der Fremdenverkehr zwischen 1951 und 1961 starke Zuwächse an Beschäftigten, während die Landwirtschaft ein minus von 21,7 % verzeichnete.

Anfangs erwies sich diese „Flucht“ aus dem landwirtschaftlichen Sektor als problematisch, weil die anderen Gewerbe nicht genug entwickelt waren um alle freigebliebenen Arbeitskräfte aufzunehmen, wodurch es zu einer Abwanderung in urbane Gebiete kam (vgl. Weitschek 1967: 23-28).

Die Abwanderung aus dem landwirtschaftlichen Bereich hat ihren Grund in den bescheidenen Einkommensmöglichkeiten.

Der durchschnittliche Verdienst landwirtschaftlicher ArbeiterInnen in den 1960er Jahren ist um 48% niedriger als in der gewerblichen Wirtschaft (vgl. Weitschek 1967: 127). Durch den Aufschwung, den der Fremdenverkehr besonders seit 1965 erlebte, sank dieser Abwanderungsdruck merklich (vgl. Baur et al. 1999: 42). Besonders die Familienangehörigen, die auf den Höfen mitarbeiteten, drängten in die neuen Arbeitsplätze des Fremdenverkehrs, wie Rother-Hohenstein festhält:

„Sie, die als billige Arbeitskräfte meist ohne feste Einkünfte auf den Höfen gelebt haben (und zum Teil noch leben), haben naturgemäß als erste das vielfältige Arbeitsangebot an den Fremdenverkehrsplätzen genutzt.“ (Rother-Hohenstein 1973: 38)

In touristisch stark frequentierten Gemeinden wurde schon bald die Frage laut, „wer noch die Wiesen abmäht, wenn die Bauern schrittweise aussterben“ (Pohl 1996: 63). Der Ruf Südtirols als Fremdenverkehrsland reicht zwar wesentlich weiter als in die 1960er Jahre zurück, allerdings kam es besonders in dieser Zeit zu erheblichen Veränderungen. Damit ist vor allem der Einzug des Massentourismus in die Alpen gemeint, der auch in Südtirol Mitte der 1960er Jahre stattgefunden hat. Das trifft besonders auf den Wintertourismus zu. Die Entwicklung des Tourismus verläuft in Südtirol ähnlich wie etwa in Österreich. Im Vergleich zu Österreich ist der Wintertourismus allerdings kleinbetrieblich und dezentral strukturiert. Davon ausgenommen sind die Gebiete des Super-Dolomiti-Skipasses (vgl. Bätzing 1991: 147-148). Erste Tendenzen Richtung Wintermassentourismus ließen sich etwa in Grödnertal und oberem Gadertal³, Teile dieses Super-Dolomiti-Skipasses, schon früher erkennen:

„Führend in jeder Beziehung sind Gröden und Teile des Gadertals. Nur in diesen Zonen mit einer doppelten Saison kann man generell von einer Fremdenverkehrslandschaft

³ Der Verweis auf die Entwicklung Grödens und des Obergadertals erscheint mir wichtig, weil diese Gebiete von meinen InterviewpartnerInnen häufig als Vergleich zur Situation im eigenen Tal (-abschnitt) herangezogen werden.

sprechen mit den bekannten Begleiterscheinungen, die sich vor allem im Siedlungsbild objektivieren. St. Ulrich in Gröden, Wolkenstein, St. Vigil im Enneberg und Welschnofen sind die besten Beispiele dafür. Etwa drei Viertel aller Ski- und Sessellifte Südtirols sind hier stationiert.“ (Leidlmaier 1958: 262)

Im Sinne von Werner Bätzing setzt hier die “Tertiarisierung“ des Alpenraumes ein. Bätzing beschreibt diesen Prozess folgendermaßen:

„Als ‘Tertiarisierung’ wird jene Entwicklung bezeichnet, bei der der tertiäre Wirtschaftssektor, die sog. Dienstleistungen, die wirtschaftliche Dominanz erlangen, d.h. dass mehr als 50 % der Beschäftigten in diesem Sektor arbeiten.“ (Bätzing 1991: 94)

Durch die “Tertiarisierung“ erfuhren zuvor strukturschwache Alpenregionen eine starke ökonomische Aufwertung als Erholungs- und Freizeiträume.

Allerdings geschah dies nicht flächendeckend. Etwa die Hälfte des Alpenraums wurde aus Ermangelung einer touristischen Entwicklung weitgehend entvölkert (vgl. Bätzing 2003: 96-97). In Südtirol führte zudem die Schnelligkeit, mit der die Touristenzahlen stiegen, zu Akzeptanzproblemen seitens der ortsansässigen Bevölkerung. Zwischen 1961 und 1980 stieg die Anzahl der jährlichen Nächtigungen von 3,4 Millionen auf über 20 Millionen an und eine gewisse „Tourismusfeindlichkeit“ wurde spürbar (vgl. Rohrer & Rösch 2002: 108-109).

3.3.5. Mechanisierung als Ursache für und Antwort auf den Rückgang der Erwerbstätigen

Im vorangegangenen Kapitel habe ich gezeigt, dass in der Südtiroler Landwirtschaft seit dem zweiten Weltkrieg ein Strukturwandel stattgefunden hat, der mit einer Abwanderung an landwirtschaftlichen Arbeitskräften verbunden war. Zunehmend verlagerte sich diese Abwanderung in Richtung Fremdenverkehr.

Der entstandene Arbeitskräftemangel führte innerhalb der Bauernschaft zu einer gewissen Perspektivenlosigkeit, wie Umfragewerte dieser Zeit bestätigen.

Als Hoffnungsträger beurteilte man Rationalisierung und Mechanisierung (vgl. Sandner 1972: 9).

Vorweg möchte ich der Frage nachgehen, inwieweit die Mechanisierung der Landwirtschaft Ursache für bzw. Reaktion auf diesen Strukturwandel war. Einmal mehr muss bei dieser Frage zwischen Berg- und Tallandwirtschaft unterscheiden werden.

Sander stellt dazu Folgendes fest:

„Der Einsatz landwirtschaftlicher Maschinen ist teils Ursache teils Auswirkung der Abwanderung aus der Landwirtschaft. Ursache ist er meist dort, wo durch den Ersatz menschlicher durch mechanische Arbeit die Produktion billiger wird. Aus arbeitsorganisatorischer Sicht gelingt dies meist nur in Groß- oder Monokulturbetrieben. Für viele Südtiroler Klein- und Mittelbetriebe war und ist die Abwanderung ein schmerzhafter Prozess. Der Bauer wird gezwungen, scheidende Arbeitskräfte durch Maschinen zu ersetzen.“ (Sander 1972: 41)

Großbetriebe sind im Berggebiet kaum vorhanden und Monokulturen aufgrund der bereits erwähnten natürlichen Erschwernisse nicht möglich.

Auch die Hangneigung erlaubt den Maschineneinsatz nur bedingt. Der Einsatz von Maschinen statt menschlicher Arbeitskraft ist zudem erheblich teurer.

Dies trifft besonders im Fall von mithelfenden Familienangehörigen zu, die nicht oder kaum entlohnt wurden (vgl. Sandner 1972: 41).

Somit ist die Mechanisierung in Tallagen Ursache von Abwanderung, im Berggebiet hingegen eine notwendige Antwort darauf.

Dass der Mechanisierung der Landwirtschaft in den 1960er Jahren ein hoher Stellenwert beigemessen wurde, verdeutlicht ein Zitat aus dieser Zeit:

„Die bäuerliche Landwirtschaft ist gerade im Begriff, die erste Phase der Mechanisierung zu bewältigen, während die Industrie ihre zweite technische Revolution mitmacht. [...] Die Landwirtschaft muss unter großen Schwierigkeiten die erste Phase der industriellen Entwicklung bewältigen, die Stufe von der reinen Handarbeit zur Mechanisierung, zur Technik.“ (Leitner 1967: 2)

In der Berglandwirtschaft entstand also das Problem, dass eine Mechanisierung notwendig wurde, aber die genannten Gründe dies erschwerten.

Dennoch steigt die Anzahl an zumindest teilweise mechanisierten Betrieben zwischen den Jahren 1958-1966 sprunghaft an. 1970 sind rund 57% der Betriebe motorisiert (vgl. Sandner 1972: 42). Gleichzeitig setzt ab 1970 ein Anstieg des Rinderbestandes ein, hier versucht man also den Weg der Intensivierung zu gehen (vgl. Autonome Provinz Bozen 2000: 121). Mittlerweile hat sich auch im Berggebiet eine Orientierung zum Markt

vollzogen und reine Selbstversorgung scheint nur noch selten stattzufinden, wie Sandner schreibt:

„Die Selbstversorgung ist auch für abgelegene Berghöfe unzeitig geworden, das Rentabilitätsdenken setzt sich bei starker Marktabhängigkeit immer mehr durch.“ (Sandner 1972: 22)

3.3.6. Phase der Stabilisierung

In den 1980er Jahren zeichnet sich in Südtirol eine Stabilisierung der Betriebszahl ab. Diese dürfte auch darauf zurückzuführen sein, dass 1976 das Förderungssystem in Südtirol gesetzlich verankert wurde.

Zwischen den Zählungen 1982 und 1990 steigt die Betriebszahl um 2,2% auf 27435 an (vgl. Autonome Provinz Bozen 2000: 191). Baur et al. machen mehrere Gründe für die Beständigkeit der Betriebszahl während dieser Zeitspanne verantwortlich.

Einerseits dürften die wirtschaftlichen Anreize, zumindest nebenerwerblich in der Landwirtschaft tätig zu bleiben, der Sogwirkung außerlandwirtschaftlicher Sektoren standgehalten haben. Günstige Absatzverhältnisse und der Erhalt von Förderungen waren dafür ausschlaggebend (vgl. Baur et al. 1999: 253-254).

Hinzu kommt der technische Fortschritt bei landwirtschaftlichen Produktionsprozessen, der zu Effizienzsteigerung und Zunahme von Nebenerwerbstätigkeit führte:

„Der Arbeitsaufwand für die Betriebe verringerte sich und die Arbeitskräfte weisen freie Kapazitäten für einen außerlandwirtschaftlichen Erwerb bzw. können einem solchen nachgehen und dank technischem Fortschritt die landwirtschaftlichen Betriebe im Nebenerwerb führen.“ (Baur et al. 1999: 255)

„Der Strukturwandel wurde nicht nur gebremst, sondern die Agrarstrukturen wurden konserviert.“ (Baur et al. 1999: 257)

Im Falle meiner Untersuchungsgruppe, den rinderhaltenden LandwirtInnen, trifft diese Stabilität weniger zu, da die Anzahl an Betrieben im Zeitraum zwischen 1982 und 1990 um 11,3 % zurückging (vgl. Autonome Provinz Bozen 2000: 202).

3.3.7. Ende der Selbstversorgung?

Zu diesem Thema möchte ich kurz anführen, dass über den Zeitpunkt, an dem in Südtirol von der Selbstversorgung zur marktorientierten Vieh- und Milchwirtschaft übergegangen wurde, keine Einigkeit herrscht. Der größte Teil meiner Recherche (Leidlmaier, Weitschek, Sandner, u.a.) lässt aber auf einen kontinuierlichen Rückgang der Subsistenz seit dem ersten Weltkrieg schließen.

Werner Bätzing beurteilt die Situation anders, wie folgendes Zitat zeigt:

„Nur eine einzige Alpenregion entzieht sich für eine gewisse Zeit dieser Entwicklung, nämlich Südtirol. Hier findet der Strukturwandel von der Selbstversorger- zur marktorientierten Vieh- und Milchwirtschaft erst in der ersten Hälfte der 80er Jahre statt, weil die besondere politische und ethnische Situation- der jahrelange Kampf um die Durchsetzung der politischen Selbstverwaltungsrechte- den europa- und alpenweiten Strukturwandel blockiert und verzögert hat. Heute noch sind die traditionelle alpine Kulturlandschaft und die traditionelle Agrarstruktur hier so gut erhalten wie sonst nirgends im Alpenraum.“ (Bätzing 2003: 132)

Mit den übrigen Quellen, die ich in diesem Teil meiner Arbeit verwendet habe, stimmt diese Aussage also nicht überein. Meine Gespräche lassen darauf schließen, dass sich die Bauern und Bäuerinnen in meinem Untersuchungsgebiet, wenn auch nicht vollständig, aber doch in hohem Maß bis in 1980er Jahre des 20. Jahrhunderts selbstversorgt haben und, wie Pospisil schreibt, zusätzlich für den Markt produzierten:

„For centuries the Tirolean peasants lived in a money economy and produced a surplus not only used to pay the fees extracted by local nobles and later the state, but also for reinvestment in production and profit.“ (Pospisil 1995: 311)

Auf vollständige Subsistenzwirtschaft wurde nur in Krisenzeiten zurückgegriffen (vgl. Pospisil 1995: 325).

Ich denke, dass die späte Erschließung meiner Forschungsregion dafür verantwortlich ist, dass man sich grundsätzlich selbst versorgen konnte. Meinen Interviews zufolge wurde das nächstgelegene Dorf erst 1969 ans Straßennetz des Tales angeschlossen. Die Zufahrten zu den Höfen wurden erst in den 1980er Jahren gebaut. Meines Erachtens blieb ein bedeutendes Maß an Selbstversorgung in gewissen Teilen vermutlich bis in die 1980er Jahre erhalten.

Ich gehe allerdings nicht davon aus, dass es sich um eine vollständige Selbstversorgung ohne Marktproduktion handelte. Für die Berglandwirtschaft im Gadertal gilt damit - wenn auch mit etwas Verspätung- dasselbe wie für die Berglandwirtschaft im Rest Europa: Sie wurde von einer Lebensform zu einer Wirtschaftsform (vgl. Schermer & Kirchengast 2006: 43).

3.4. Gegenwärtige Ansprüche: Multifunktional und umweltschonend

Für das heutige Verständnis einer multifunktionalen Landwirtschaft waren mehrere Stationen maßgebend. Ausgangspunkt ist der Umweltgipfel in Rio 1992, bei dem die Notwendigkeit einer nachhaltigen Entwicklung in Landwirtschaft und anderen Wirtschaftsbereichen im Abschlussprotokoll festgehalten wurde.

Gravierende Probleme führten dazu, dass das Konzept der industriellen landwirtschaftlichen Massenproduktion in die Kritik geriet:

“Humanity stands at a defining moment in history. We are confronted with a perpetuation of disparities between and within nations, a worsening of poverty, hunger, ill health and illiteracy, and the continuing deterioration of the ecosystems on which we depend for our well-being.“ (Conference on Environment and Development 1992: 1)

Nun ist es aber nicht der Mangel an produzierten Nahrungsmitteln, der zu dieser verheerenden Lage geführt hat (vgl. Langthaler 2010: 135).

Priebe sieht die Ursache in einer verfehlten Agrarpolitik, die er als “Subventionierte Unvernunft” bezeichnet. Er meint damit, dass die Produktion von Gütern gefördert wurde, die ob ihrer Überproduktion nicht nachgefragt wurden und daher durch weitere Subventionen auf den Weltmarkt gebracht wurden. Die Stützung der Preise wurde einerseits zur finanziellen Belastung für die Gesellschaft und andererseits zur Bedrohung für die Umwelt, da Mehrproduktion durch umweltbelastende Methoden lohnenswert blieb (vgl. Priebe 1985: 145).

Der entscheidende Ausgangspunkt dieser „Unvernunft“ ist in der Politik der Industriestaaten während der 1930er- und 1940er- Jahren zu finden. Um die Wirtschaft, die durch die Weltwirtschaftskrise und den Weltkrieg schwer angeschlagen war, wieder anzukurbeln, setzte man auf staatlichen Protektionismus. Während man nun 1947

Abkommen zur Liberalisierung der Weltmärkte schloss (GATT⁴), nahm man die Landwirtschaft davon aus. Mittels chemischem Düngereinsatz und/oder mechanischer Technologie konnte man erhebliche Produktionssteigerungen erzielen. Durch Importhürden steigerte man die Erträge weiter und setzte die erzielten Überschüsse mittels Exportstützungen auf dem Weltmarkt ab. Um ihre eigene Industrialisierung voranzutreiben, mussten viele Entwicklungsländer Nahrungsmittel aus den Industriestaaten importieren. Das führte zu Verschuldung, Abhängigkeit und Verdrängung der regionalen Landwirtschaft (vgl. Langthaler 2010: 149-153) und letztlich zu den am Kapitelanfang erwähnten Missständen des ausgehenden 20. Jahrhunderts.

1995 wurde die WTO⁵ mit der Absicht gegründet, die Liberalisierung der Weltmärkte voranzutreiben. Das wesentliche Werkzeug der protektionistischen Agrarpolitik, die Subventionierung der eigenen Landwirtschaft, sollte schrittweise verringert werden. Für multifunktionale Leistungen der Landwirtschaft, die nicht zu einer Steigerung der Produktion führen und dadurch den Wettbewerb verzerren, sind Subventionen legitim (vgl. Wüstemann 2007: 38-40). Statt Produktionssteigerung zu subventionieren wird nun als Gegenmaßnahme zur entstandenen Überproduktion Flächenstilllegung verordnet. Die so genannten Direktzahlungen⁶ sind nicht mehr an die Lebensmittelproduktion gekoppelt.

Funktionen wie Umweltschutz, Landschaftspflege, Schutz der Biodiversität und sozioökonomische Existenzsicherung ländlicher Gebiete werden zum erweiterten Aufgabenbereich einer zukünftigen Landwirtschaft erklärt und die Förderung einer multifunktionalen Landwirtschaft als politisches Ziel vereinbart (vgl. OECD 2001: 5). Das damit ein gerechter Zugang zum Weltmarkt gesichert ist, darf bezweifelt werden. Langthaler sieht in den neu geschaffenen Agrarsubventionen eine ungebrochene Verzerrung der Weltmarktpreise und damit den Fortbestand der negativen Konsequenzen für Entwicklungsländer (vgl. Langthaler 2010: 161).

⁴ General Agreement on Tariffs and Trade

⁵ World Trade Organisation

⁶ „Die produktionsunabhängigen Direktzahlungen an die Bauern können als staatliche Transfers verstanden werden, mit denen die Herstellung von Kollektivgütern entgolten wird.“ (Schallberger 1996: 69)

3.4.1. Neue Ansprüche an Berglandwirtschaft

Für die Berglandwirtschaft entstehen aus einer Liberalisierung der Märkte besondere Probleme:

„Somit wird klar, dass bei einer Bewirtschaftung der Bergregionen ohne Internalisierung der Externalitäten⁷ über Direktzahlungen immer relativ hohe Erzeugerpreise anfallen werden, welche dann bei einer Liberalisierung der Märkte nicht wettbewerbsfähig sind. [...] Die Folgen wären beispielsweise ein rapider Rückgang der Ökosystemvielfalt und das Sterben bäuerlichen Lebens bis hin zur völligen Unbegebarkeit vieler Regionen [...]“ (Wüstemann 2007: 50)

Die Berglandwirtschaft kann auf dem offenen Markt nicht mit den billiger erzeugten Produkten aus der Intensivlandwirtschaft konkurrieren. Berglandwirtschaft blieb aber aufgrund ihrer „Nebenprodukte“ erhaltenswert (vgl. Hovorka 1994: 3).

Südtirols Berglandwirtschaft ist nach Baur et al. (vgl. Baur et al. 1999: 269-270) aufgrund folgender 6 Funktionen förderungswert:

1. Produktion von Nahrungsmitteln: Hochwertige und regionaltypische Produkte sollen hergestellt werden.
2. Wirtschaftlicher Beitrag: Dazu zählen Beschäftigungswirkung und der Beitrag zum Bruttosozialprodukt.
3. Schutz der Lebensgrundlagen: Boden- und Gewässerschutz, Verhinderung von Muren- und Lawinenabgängen.
4. Kulturelle Funktion: Erhaltung des bäuerlichen und ländlichen Charakters.
5. Landschaftserhaltung- und -gestaltung: Die vielfältige Kulturlandschaft muss als Grundlage für den Fremdenverkehr erhalten werden.

⁷ Also der finanziellen Abgeltung nicht-produktbezogener Leistungen der Berglandwirtschaft

6. Erhaltung und Wiederherstellung der biologischen Vielfalt: Durch Extensivierung sollen der Verringerung der biologischen Vielfalt, eine Folge der landwirtschaftlichen Intensivierung, entgegnet werden.

Dass diese Aufgaben aber nicht unbedingt als gleichrangig betrachtet werden, lässt sich an einem Beispiel erkennen, mit welchem Südtirols Landeshauptmann Luis Durnwalder die Konsequenzen des neuen landwirtschaftlichen Verständnisses für die bäuerliche Praxis beschreibt:

„Das heißt auch, dass der Landwirt im Berggebiet sich in Zukunft damit abfinden muss, dass auch gesellschaftspolitische Forderungen bei der Ausrichtung des Betriebs zu berücksichtigen sind. Einfaches Beispiel hierfür ist die Gülle- und Mistausbringung auf den Wiesen. War es früher vielleicht gerade einmal der Nachbar, der sich über den Gestank beschwert hat, ist es heute ein ganzes Hotel, der Tourismusverein, die Gastwirte, die Gäste. Nimmt er nicht auf diese Entwicklung Rücksicht, läuft er Gefahr, überspitzt formuliert, am touristischen Niedergang eines ganzen Dorfes Schuld zu sein.“ (Durnwalder 2006: 6-7)

Die Lebensmittelproduktion, deren Begleiterscheinung bei tierhaltenden Betrieben zwangsläufig Gülle und Mist sind, scheint in diesem Fall als wenig bedeutende oder störende Funktion verstanden zu werden, während die Erhaltung des Erholungsraumes zum höherrangigen Ziel erklärt wird.

Gleichzeitig betont Durnwalder, dass die Berglandwirtschaft durch die Schaffung von Erholungsräumen und die Landschaftspflege die Grundlage des Tourismus liefert (vgl. Durnwalder 2006: 4).

Bei der Betriebsausrichtung bleiben im Berggebiet allerdings kaum Möglichkeiten außer der Tierhaltung. Dass Bauern und Bäuerinnen wegen Mist und Gülle für den „Niedergang eines ganzen Dorfes“ verantwortlich gemacht werden, scheint meines Erachtens etwas zu „überspitzt formuliert“. In diesem Sinne haben Bergbauern und Bergbäuerinnen die Wahl, entweder durch Weiterwirtschaften oder aber durch Betriebsaufgabe für den Niedergang eines Dorfes verantwortlich zu sein.

Es herrscht aber nicht nur seitens der Politik, sondern bei den LandwirtInnen selbst Ungewissheit über ihre neuen Aufgaben. Für diese bedeutet die Neudefinition an Aufgaben eine Herausforderung für ihr Bewusstsein und ihre Identität (vgl. Wiesinger 2000: 222).

Die Bauern und Bäuerinnen wurden und werden allein seit dem zweiten Weltkrieg mit verschiedensten Fremdbildern und auferlegten Aufgaben konfrontiert, wodurch ein stabiles Berufsbild nur schwer möglich ist, oder wie Groier schreibt: „In diesem Korsett konnten sich Eigenbilder bzw. ein eigenständiges, originäres Berufsbild nur schwer entwickeln“ (Groier 2004: 65).

3.4.2. Alpentourismus heute

Mit dem zunehmenden Massentourismus in den Alpen wurden Stimmen laut, die zum Überdenken dieser Entwicklung aufriefen. In Anbetracht der negativen Konsequenzen begann man sich mit der Frage auseinander zu setzen,

„ob der Nutzen, den der Tourismus für eine Region stiftet, die Nachteile aufwiegt. Kulturellen Aspekten wie Identität, Brauchtum, Lebensstil, werden ökonomische und soziale wie Arbeitsplätze, Migration, Wohlstand, oder ökologische wie Bodennutzung und Verkehr, ästhetische wie Architektur und Landschaftsgestaltung gegenübergestellt, gewissermaßen einander „aufgerechnet“ und Bewertungen unterzogen.“ (Luger & Rest 2002: 34)

In der Alpenkonvention, einem völkerrechtlich verbindlichen Protokoll, welches auch von Österreich und Italien unterzeichnet wurde, hielt man daher Ziele wie die Drosselung des Verkehrs in touristischen Zentren, die Förderung von landschafts- und umweltschonenden Projekten, die Festlegung von Ruhezeiten, sowie die umwelt- und sozialverträgliche Entwicklung des Tourismus im ländlichen Raum fest (vgl. Protokoll zur Durchführung der Alpenkonvention im Bereich Tourismus 1991: 6ff).

Wegen seines unverbindlichen Charakters, mangelnder Umsetzungsbemühungen der Vertragsparteien und wegen inhaltlicher Lücken geriet das Tourismusprotokoll der Alpenkonvention unter Kritik (vgl. Siegrist 2002: 351).

In diesem Sinne hält Christian Baumgartner fest:

„Nachhaltiger Tourismus läuft Gefahr, genau wie der Sanfte Tourismus in den 80er Jahren, zuerst zum Begriff, dann zur Phrase zu werden.“ (Baumgartner 2002: 323)

3.4.3. Südtirols Landwirtschaft heute

Abbildung 1

Übersicht 0.1 / Prospetto 0.1

Betriebe und Flächen nach Bodennutzungsarten (a) - Landwirtschaftszählung 2000

Aziende e superficie per forma di utilizzazione del suolo (a) - Censimento agricoltura 2000

ART DER BODENNUTZUNG	Betriebe Aziende	Fläche (ha) Superficie (ha)	FORMA DI UTILIZZAZIONE DEL SUOLO
Ackerland	3.471	3.752	Seminativi
Gehölzkulturen	10.053	23.272	Coltivazioni legnose agrarie
<i>davon Reben</i>	4.781	4.810	<i>di cui viti</i>
<i>davon Äpfel</i>	8.084	17.966	<i>di cui meli</i>
Hausgärten	10.698	244	Orti familiari
Dauerwiesen	13.986	73.230	Prati permanenti
Weiden	6.397	166.490	Pascoli
Landwirtschaftliche Nutzfläche	23.268	266.988	Superficie agricola utilizzata
Baumzucht	12	21	Arboricoltura da legno
Wälder	16.862	292.035	Boschi
Nicht genutzte landwirtschaftliche Fläche	3.045	14.919	Superficie agricola non utilizzata
Sonstige Flächen	23.013	36.069	Altra superficie
Insgesamt	26.455	610.033	Totale

(a) Berücksichtigt werden nur jene Betriebe mit der jeweiligen Flächenart
Vengono considerate solo le aziende che presentano la specifica tipologia di superficie

Quelle: ASTAT

Fonte: ASTAT

Quelle: Autonome Provinz Bozen 2000: 64

Abbildung 1 zeigt, dass Wiesen und Weiden als landwirtschaftliche Nutzfläche⁸ flächenmäßig dominieren. Der größte Teil der Landesfläche liegt über 1000 Metern Meereshöhe. Eine andere Bewirtschaftungsform ist dort meist nicht möglich bzw. nicht produktiv. Bei den Höfen handelt es sich beinahe ausschließlich um Familienbetriebe. Im Durchschnitt beträgt die landwirtschaftliche Nutzfläche je Betrieb 11,5 ha. 50,1% der Höfe werden im Nebenerwerb und 39,4% im Vollerwerb geführt. Die übrigen 10,5% sind Zuerwerbsbetriebe (vgl. Autonome Provinz Bozen 2000: 67-72). Man kann also von einer ausgesprochen klein strukturierten und durch Erwerbskombination gekennzeichneten Landwirtschaft sprechen. Die Stabilität der 1980er Jahre hält laut der 5. Landwirtschaftszählung auch weiterhin an.

⁸ „Die landwirtschaftliche Nutzfläche ist eine Teilmenge der Gesamtfläche und besteht aus der Gesamtheit der Äcker, Hausgärten, landwirtschaftlichen Gehölzkulturen, Dauerwiesen und Weiden.“ (Autonome Provinz Bozen 2000: 71)

Zwischen 1990 und 2000 verringerte sich die Anzahl an landwirtschaftlichen Betrieben um lediglich 3,1%. Bei rinderhaltenden Betrieben ist der Rückgang mit 16,5 % jedoch wesentlich deutlicher.

Betrachtet man die prozentuelle Entwicklung der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft seit 1991, scheint diese Stabilität nicht anzuhalten: Zwischen 1991 und 2001 nahm die Anzahl an Erwerbstätigen um nur 1% ab und lag somit bei 10%. 2005 waren nur noch 7,8% der SüdtirolerInnen in der Landwirtschaft tätig (vgl. Südtiroler Bauernjugend 2008: 9). Bis 2009 sank der Anteil weiter auf 6,7% (vgl. Autonome Provinz Bozen 2010: 27).

3.4.4. Das Förderungssystem

Die Möglichkeiten, das Einkommen der Bergbauern und Bergbäuerinnen durch Mechanisierung, Rationalisierung und Intensivierung auf ein angemessenes Niveau zu steigern, sind aufgrund der schwierigen Umweltverhältnisse stark begrenzt.

Um diesem Umstand entgegenzuwirken und damit den Bestand der Berglandwirtschaft zu sichern, wurde 1976 ein Förderungssystem gesetzlich verankert und seither mehrmals verändert (vgl. Autonome Provinz Bozen o.J.: 8). Im Entwicklungsplan für den ländlichen Raum, der zwischen 2007 und 2013 wirksam ist, sind neben einer Reihe anderer Förderungen folgende zwei Maßnahmen für die Berglandwirtschaft ökonomisch besonders relevant (vgl. Autonome Provinz Bozen 2005: 12):

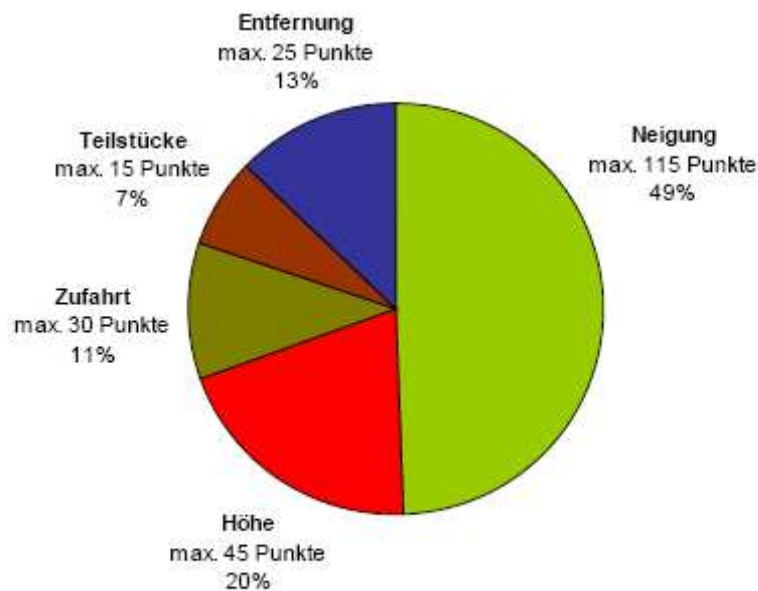
- Ausgleichszahlung für naturbedingte Nachteile zugunsten von Landwirten in Berggebieten
- Zahlungen für Agrarumweltmaßnahmen

Die aufgewendeten Kosten trägt zu 50% der Staat, 44 % übernimmt die EU und 6 % die Autonome Provinz Bozen (vgl. Autonome Provinz Bozen 2005: 15).

Die Höhe der finanziellen Unterstützung für naturbedingte Nachteile errechnet sich aus den Indikatoren Flächenerschwernis und Betriebserschwernis. Der Indikator Flächenerschwernis umfasst die Bewirtschaftungsnachteile durch Höhenlage und Hangneigung, während die Anzahl der bewirtschafteten Teilstücke, die Entfernung des

Betriebs zur nächstgelegenen Ortschaft und die Zufahrt zum Wirtschaftsgebäude (Erschließungsgrad) in den Bereich der Betriebserschwerung fallen (vgl. Autonome Provinz Bozen o.J.: 9). Die folgende Grafik zeigt die Gewichtung der unterschiedlichen Erschwerungsfaktoren:

Abbildung 2



Theoretische Aufteilung der Gesamterschwerung nach maximal zu erreichenden Punktezahlen je Kriterium

Quelle: Autonome Provinz Bozen o.J.: 36

Die Hangneigung macht knapp die Hälfte der Gesamterschwerung aus und ist somit, wie Abbildung 2 veranschaulicht, der weitaus größte Nachteil der Landwirtschaft im alpinen Bereich. Als Agrarumweltmaßnahmen werden folgende 7 Vorhaben gefördert:

Abbildung 3

Die Maßnahme unterteilt sich in folgende Vorhaben:

Vorhaben	Bezeichnung
Vorhaben 1	Grünland
Vorhaben 2	Zucht von vom Aussterben bedrohter Tierrassen
Vorhaben 3	Beibehaltung des traditionellen Getreideanbaus in den Berggebieten
Vorhaben 4	Umweltschonender Weinbau
Vorhaben 5	Biologischer Anbau
Vorhaben 6	Alpungsprämie
Vorhaben 7	Landschaftspflege: • Untervorhaben 1: Magerwiesen • Untervorhaben 2: Artenreiche Bergwiesen • Untervorhaben 3: Streuwiesen • Untervorhaben 4: Bestockte Wiesen und Weiden • Untervorhaben 5: Moore und Auwälder • Untervorhaben 6: Hecken und Gewässersäume

Quelle: Autonome Provinz Bozen 2005: 32

Wie man sieht, nimmt die Landschaftspflege (Vorhaben 7) als Umweltmaßnahme den größten Raum ein. Befinden sich die aufgelisteten Flächen in einem Naturpark und/oder müssen mit der Hand gemäht werden, steigt auch die Förderungshöhe (vgl. Autonome Provinz Bozen 2005: 37).

Die Auszahlung von Förderungen ist an umfangreiche Vorschriften geknüpft. Auf mineralische Düngung muss etwa generell verzichtet werden. Der Einsatz organischer Dünger (Gülle, Jauche, Stallmist) ist nur begrenzt gestattet. Je nach Art der Fläche sind unterschiedliche Auflagen bezüglich der Mahd (Zeitpunkt, Häufigkeit) zu erfüllen (vgl. Autonome Provinz Bozen 2005: 37-38).

3.5. Vorstellung meiner Forschungsregion

„Also was in den letzten 30 Jahren passiert ist, das ist ja umwerfend fast. Die Öffnung nach außen, der Boom im Bausektor, der Tourismus, der Wohlstand teilweise auch.“
(Bauer Giuseppe 2010: 6)

Meine Interviews führte ich in und um den Ort Campill (lad. Lungiarü) im Südtiroler Gadertal (lad. Val Badia) durch. Das Gadertal, neben Gröden, Fassa, und Buchenstein eines der vier ladinschen Täler Südtirols, erstreckt sich auf einer Länge von rund 30

Kilometer. Campill ist eine Fraktion der Gadertaler Gemeinde St.Martin in Thurn, welche zusammen mit den übrigen Fraktionen St.Martin in Thurn, Pikolein und Untermoj auf einer Fläche von 73,3 km² 1725 Einwohner zählt (vgl. Autonome Provinz Bozen 2010: 12).

Im auf 1398 Meter gelegenen Campill leben 590 Einwohner (vgl. Autonome Provinz Bozen 2001: 59). Außerhalb der Ortschaft sind Bauernhöfe meist in so genannten Weilern gruppiert. Ein Weiler besteht in der Regel aus 2-7 Wohnhäusern und den dazugehörigen Ställen und Nebengebäuden (vgl. Rother-Hohenstein 1973: 16).

Aufgrund von Bauvorschriften und Schutzmaßnahmen haben die Weiler meist noch ihr traditionelles Erscheinungsbild erhalten. Neuere Gebäude sind optisch stark an die Bauweise der alten Bauernhäuser angelehnt. In keinem der von mir besuchten Weiler werden noch alle Höfe bewirtschaftet.

Mit Ausnahme eines Bauern, dessen Hof sich direkt in der Ortschaft Campill befindet, leben meine InterviewpartnerInnen in Weilern. Namentlich sind dies die Weiler Miscì, Seres, Grones, Vi und Frëina.

Das Dorf Campill liegt im gleichnamigen Tal (Campilltal), einem Seitearm des Gadertals in den südwestlichen Dolomiten.

Campill und die umliegenden Weiler liegen auf den sonnigen, südostexponierten Hängen des Tales, wo durch Rodung im 14. Jahrhundert Siedlungsfläche geschaffen wurde. Das ursprüngliche Dorfbild von Campill hat sich in den letzten Jahrzehnten durch eine wachsende Wohnbausiedlung beträchtlich gewandelt.

Die gegenüberliegende Schattseite weist kaum Rodungsflächen auf und ist überwiegend von Lärchen- und Fichtenwäldern bewachsen (vgl. Asche et al. 2004: 3-5).

Hier sind nicht Weiler, sondern meist Einzelhöfe zu finden.

Weil es sich bei allen InterviewpartnerInnen um Ladinern handelt, möchte ich im Folgenden kurz auf deren rechtliche Situation, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts mehrere einschneidende Wandlungen durchgemacht hat, eingehen.

3.5.1. Die Ladinern: Eine Minderheit in der Minderheit

„Wenn die gesamte rätoromanische Kultur unter einem historischen Gesichtspunkt betrachtet wird, so fällt ein spezifisches Charakteristikum auf: Sie ist die Geschichte eines dauernden Rückzuges, eines ständigen Gebietsverlustes, eines Sich-Zurückziehens, in engumgrenzte 'Reservate'. Und wie man sich physisch-bevölkerungsmäßig zurückzog bzw. zurückziehen musste, so geriet die zentralladinische Ethnie [...] auch hinsichtlich ihrer Identitätsstruktur gegenüber den massiven und einschneidenden Einflüssen der dominierenden Nachbarkulturen immer mehr in die Defensive.“ (Moroder 1987: 1)

Wie Abbildung 4 zeigt, sind es 8 Gemeinden, auf die sich die knapp 17000 Ladinern Südtirols aufteilen.

Abbildung 4

Übersicht 2 / Prospetto 2

Zusammensetzung der drei Sprachgruppen in den Gemeinden der ladinischen Täler - Volkszählung 1991

Composizione dei tre gruppi linguistici nei comuni delle valli ladine - Censimento popolazione 1991

GEMEINDEN	Ladiner Ladini	Deutsche Tedeschi	Italiener Italiani	Insgesamt Totale	Ladiner Ladini	COMUNI
	Absolute Werte / Dati assoluti				%	
Abtei	2.533	63	55	2.651	95,5	Badia
Corvara	1.108	52	34	1.194	92,8	Corvara in Badia
Ennenberg	2.390	86	43	2.519	94,9	Marebbe
St.Ulrich	3.419	451	203	4.073	83,9	Ortisei
St.Martin in Thurn	1.427	18	11	1.456	98,0	S.Martino in Badia
St.Christina in Gröden	1.433	75	35	1.543	92,9	S.Cristina Val Gardena
Wolkenstein in Gröden	2.024	137	131	2.292	88,3	Selva di Val Gardena
Wengen	1.133	10	9	1.152	98,4	La Valle
Ladinische Täler insgesamt	15.467	892	521	16.880	91,6	Totale valli ladine
Südtirol insgesamt	18.434	287.503	116.914	422.851	4,4	Totale provincia

Quelle / Fonte: ASTAT

Quelle: Autonome Provinz Bozen 2001: 17

Bis zur Annexions Südtirols hatte die historische Entwicklung Tirols für die Ladinern vergleichbare Folgen wie für die deutschsprachige Mehrheit. Seit dem Mittelalter bildete sich auch bei den Ladinern

„eine sehr starke und identitätsstiftende Bindung zum Land Tirol und zur Monarchie, aber auch zum katholischen Kaiser, der als faktische Identifikationsfigur unabhängig von jeder ethnischen oder nationalen Divergenz seiner Untertanen zu betrachten ist.“ (Perathoner 2005: 36)

Die LadinerInnen konnten in dieser Zeitspanne allerdings keine gesamtladinische Gruppenidentität formen. Aus Ermangelung an intraethnischer Kommunikation bildete sich lediglich ein auf das Heimattal bezogenes Selbstbild (vgl. Moroder 1987: 413-414).

Moroder spricht erst in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts von einer gewissen 'Renaissance' des Ladinschen, einem „Wiederaufleben ethnischer Identitätsgefühle“ (Moroder 1987: 3).

Ein Blick in die Vergangenheit veranschaulicht, warum diese Renaissance so lange auf sich warten ließ. Die ladinischen Täler waren bis spät ins 20. Jahrhundert in erster Linie bergbäuerliche Gesellschaften, in welcher eine Auseinandersetzung mit der eigenen ethnischen Identität der zu verrichtenden und überlebensnotwendigen Arbeit untergeordnet war.

Zudem war Ladinien lange Zeit ein peripheres Gebiet ohne eigenes kulturelles Zentrum. Zwischen den ladinischen Tälern war die intraethnische Kohäsion nur geringfügig vorhanden, da die einzelnen ladinischen Talabschnitte besonders in Wintermonaten abgeschnitten waren. Für die Ladiner im Gadertal war etwa das überwiegend deutschsprachige Pustertal wesentlich besser zugänglich als die anderen ladinischen Täler. Deshalb entwickelte sich keine dauerhafte intraethnische Kommunikation zwischen den ladinischen Tälern, wodurch sich ein gemeinsames Identitätsbewusstsein entwickeln hätte können (vgl. Perathoner 2005: 38-39).

Unter dem Faschismus erfahren deutschsprachige und ladinische Südtiroler umfangreiche Diskriminierungen. Mit beiden Minderheiten wird allerdings verschieden umgegangen und damit trennt sich die seit dem Mittelalter geteilte historische Erfahrung:

„Das Schlimmste am Faschismus war für die ladinische Volksgruppe also nicht nur, wie bei der deutschen Volksgruppe, die Unterdrückung und Gewalt, sondern die Tatsache, dass der italienische Faschismus die Identität und sogar die Existenz der Ladiner leugnete bzw. aus dogmatischer Konsequenz leugnen musste.“ (Perathoner 2005: 47)

In der Folge wurden die LadinerInnen von den italienischen Faschisten als Italiener mit 'verwässertem' Dialekt behandelt, welche es zu „italienisieren“ galt (vgl. Perathoner 2005: 48 ff.). Dieses Vorhaben wurde vorangetrieben, indem man die ladinischen Täler

administrativ auf verschiedene Provinzen⁹ aufteilte, ladinische Orts-, Flur- und Familiennamen durch italienische ersetzte und Italienisch als Amtssprache einföhrte (vgl. Moroder 1987: 60-61). Neben einer Reihe weiterer Dekrete wurde Italienisch zur einzigen Unterrichtssprache erklärt (vgl. Perathoner 2005: 49).

Die Aufteilung des ladinischen Gebiets blieb auch nach dem zweiten Weltkrieg aufrecht. Im Jahr 1948 änderte sich mit dem ersten Autonomiestatut der rechtliche Schutz der Ladinier. Im Gegensatz zur faschistischen Politik anerkannte der italienische Staat die Ladinier nun als Volksgruppe mit dem Recht auf ladinischen Unterricht, eigene Kultur und ladinische Ortsnamen (vgl. Perathoner 2005: 63). Allerdings bleibt der rechtliche Schutz mangelhaft und umfasst nicht alle ladinischen Täler. Hier zeigen sich die Folgen der Aufteilung des ladinischen Gebiets auf verschiedene Provinzen, denn die neuen Rechte gelten in vollem Umfang nur in der Provinz Bozen. Die Ladinier des Fassatals, welches in der Provinz Trentino liegt, werden von dieser nicht als sprachliche Minderheit anerkannt. Den Ladinier in Buchstein und Ampezzo erhalten von der Provinz Belluno

generell keine Sonderrechte. Mit Inkrafttreten des 2. Autonomiestatuts 1972 erfahren zwar die Ladinier in Gröden und Gadertal (Provinz Bozen) umfassendere Schutzmaßnahmen, für die Ladinier der Provinzen Trentino und Belluno gilt dies abermals nicht (vgl. Moroder 1987: 70-71). Ein weiterer Schritt Richtung rechtlicher Anerkennung ist die Einführung des Ladinischen als dritte Amtssprache- neben Italienisch und Deutsch- 1989 in der Provinz Bozen. Nach dieser kurzen Darstellung der Situation der Ladinier als Minderheit in Südtirol, werde ich nun meine (ladinischen) InterviewpartnerInnen vorstellen.

⁹ Ampezzo und Buchstein kommen zur Provinz Belluno, Fassatal zur Provinz Trentino, Gröden und Gadertal zur Provinz Bozen.

3.5.2. Interviewte Bauern und Bäuerinnen und deren Höfe

Abbildung 5- InterviewpartnerInnen 2010

Interview-partner	Alter	Sozioökon. Betriebstyp	Rinder	Urlaub auf dem Bauernhof	Fläche in ha Heim/Alm	Erschwernis-punkte
Bauer Simon ¹⁰	26	Nebenerwerb	14	Nein	5-6/7 +Pacht	129
Bauer Francesco	36	Nebenerwerb	10	Nein	4/9	72
Bäuerin Maria	48	Nebenerwerb	7	Ja	4/6	88
Bauer Jakob	54	Nebenerwerb	6	Ja	8/-	76
Bauer Dolorico	66	Nebenerwerb	20	Nein	6/10	98
Bauer Elio Bäuerin Paola	60 -	Nebenerwerb	5	Ja	3,5/-	69
Bäuerin Rosa	50	Vollerwerb	14	Ja	7/18	99
Bauer Carlo	52	Vollerwerb	12	Nein	4/17,5	98
Bauer Giuseppe	46	Nebenerwerb	2	Ja	2/8	90
Bauer Giovanni		Vollerwerb	40	Ja	6/13 +Pacht	80

¹⁰Die Namen wurden von mir geändert.

Abbildung 6- Interviewpartner 2007

Interview-partner	Alter	Sozioökon. Betriebstyp	Rinder	Urlaub auf dem Bauernhof	Fläche in ha Heim/Alm	Erschwernis-punkte
Bäuerin Clara	- ¹¹	Nebenerwerb	15	Nein	3 ½ /15	-
Bauer Domenico	-	Vollerwerb	18	Nein	20 gesamt	91
Bauer Pio ¹²	-	Nebenerwerb		Ja		

Aus den Abbildungen 5 und 6 lassen sich einige grundlegende Merkmale der Landwirtschaft in Campill ablesen. Die Bauern Simon, Jakob, Dolorico, Elio und Giovanni wurden auch 2007 interviewt.

Zusätzlich flossen drei Gespräche mit Personen ein, die ich nur 2007 befragen konnte. Ersichtlich ist, dass in meiner Untersuchungsgruppe wie im restlichen Südtirol die Nebenerwerbslandwirtschaft als sozioökonomische Betriebsform dominiert. Die Flächen werden praktisch ausschließlich als Dauerwiesen und Weiden genutzt. Nur Bäuerin Maria gab an, noch einen kleinen Acker zu bestellen. Heimgärten finden sich hingegen bei den meisten Höfen.

Die geringe Größe der Heimwiesen spiegelt den klein strukturierten Charakter der Berglandwirtschaft wieder.

Die Hälfte der Bauern und Bäuerinnen bietet „Urlaub auf dem Bauernhof“ an.

Damit ist diese Gruppe unter meinen InterviewpartnerInnen zwar überproportional vertreten- in der Gemeinde St.Martin in Thurn bieten 9,1% der Betriebe „Urlaub auf dem Bauernhof“ an (vgl. Autonome Provinz Bozen 2000: 157) - eine überdurchschnittliche Anzahl darf aber auch für die restlichen Betriebe in Campill angenommen werden. Am Hof von Ehepaar Elio und Paola wird, ebenso wie bei Bauer Giovanni¹³, darüber hinaus noch eine Pension geführt, da im Rahmen von „Urlaub auf dem Bauernhof“ nur vier Ferienwohnungen bzw. sechs Zimmer erlaubt sind.

¹¹ Die fehlenden Angaben sind darauf zurückzuführen, dass diese 2007 nur bedingt relevant waren.

¹² Bauer 13 hat führt seine Landwirtschaft nicht in der Gemeinde St.Martin in Thurn. Als Mitarbeiter des Bauernbundes ist er allerdings für die Landwirtschaft im Gadertal zuständig.

¹³ Die Pension von Bauer Giuseppe war bei meinem Forschungsaufenthalt 2010 noch nicht fertig gestellt.

In kaum einem der von mir besuchten Weiler werden noch alle Höfe von Familienmitgliedern selbst bewirtschaftet. Deren Wiesen werden dann in der Regel von anderen LandwirtInnen in Pacht bewirtschaftet. Bauer Giovanni etwa bewirtschaftet die Heimwiesen von zwei benachbarten Höfen.

Die Anzahl an Erschwernispunkten beträgt im Schnitt 90 und liegt damit über dem Südtiroler Gesamtdurchschnitt von 67 Punkten (vgl. Autonome Provinz Bozen 2008: 38). Neben der Höhenlage, die bei den untersuchten Höfen zwischen 1430 und 1621 Metern liegt, dürfte die starke Hangneigung der wesentliche Grund dafür sein.

Das Gadertal ist eines der Gebiete in Südtirol, wo extreme Hangneigung (über 30%) am häufigsten zu finden ist (vgl. Sandner 1972: 17).

Nicht in den Tabellen erwähnt ist, dass jeder Hof noch über Waldfläche verfügt. Neben Rindern werden zudem noch häufig Hühner und Schweine, sowie vereinzelt Ziegen, Schafe und anderes Kleinvieh gehalten.

4. Empirischer Teil

4.1. Einstellung zu Leben und Beruf

„Jeder Beruf hat seine Besonderheiten, seine negativen und positiven Seiten. Wenn man das Positive nicht mehr sehen kann, ist man arm bei höchstem Wohlstand.“ (Priebe 1985: 206)

Hermann Priebe ist der Ansicht, dass die große Arbeitsüberlastung mittlerweile den (deutschen) Bauern und Bäuerinnen die Sicht auf die positiven Seiten ihres Berufs verschleierte (vgl. Priebe 1985: 206).

In diesem Sinne will ich nun, bevor ich mich mit der Einstellung der InterviewpartnerInnen zu Förderungen und Tourismus im Einzelnen befasse, deren generelle Haltung zum bergbäuerlichen Leben und Beruf beleuchten, um eine erste Einschätzung der aktuellen Situation zu ermöglichen.

Die Bauern und Bäuerinnen sollten möglichst offen über die positiven und negativen Seiten ihres Lebens erzählen.

Weitgehende Einigkeit herrscht darüber, dass die hohe Lebensqualität am Land als positiver Aspekt eine gewichtige Rolle spielt.

Bauer Giuseppe kennzeichnet diese Lebensqualität folgendermaßen:

„Aber in dem Luxus, in dem wir hier leben, in dem Sinne, dass kein Verkehr, wirklich gute Luft, eine Ruhe, ein Sternenhimmel im Winter und keine öffentliche Beleuchtung ist. Das fällt einem vielleicht auch nicht auf. Das sind alles Dinge, die sind langsam Mangelware. Obwohl wir eben auf 1600 Meter sind. 1621. Aber wenn ich nach der Arbeit heimkomme, stell ich das Auto ab und kein Mensch geht mir mehr auf die Nerven. Das ist auch irgendwie eine Seite der Medaille und deswegen fühle ich mich auch irgendwie verpflichtet, das weiterzubringen, was mein Vater gemacht hat.“ (Bauer Giuseppe 2010: 5)

Besonders für Familien und Kinder sei das Leben auf dem Land schöner als in der Stadt. Obwohl die Arbeit eines/einer Bergbauern/bäuerin mitunter hart und anstrengend ist, weiß man auch deren Vorzüge zu schätzen.

Diesbezüglich wird besonders die Vielseitigkeit der bergbäuerlichen Aufgaben betont:

„Jeden Tag das ganze Jahr die gleiche Arbeit zu machen, davor würde ich mich fürchten, weil es würde mir so langweilig werden. Weil man macht etwas eine bestimmte Zeit gern und dann hat man wieder gern, dass sich etwas ändert. Dann fängt man wieder etwas Neues an.

Das ist das Schöne am Bauernleben. Man kann immer etwas anderes tun.

Und man kann immer etwas Neues richten. Wenn man in der Stadt wohnen würde, dann hast du diese Wohnung. Diese hast du dir so eingerichtet und mehr hast du nicht. Du kannst nicht alle 5 Jahre das neue Zimmer rausschmeißen und vielleicht ein Neues bauen. Beim Hof hast du immer einen Zaun oder ein Dach oder das bauen. Dann bist du zufrieden, dann hast du das neu. Abwechslungsreich ist es schon.“

(Bäuerin Rosa 2010: 6)

Zudem bereitet die Arbeit im Freien, besonders das Pflegen der Wiesen im Frühjahr und das Mähen im Sommer, Freude. Einer der am häufigsten genannten Vorzüge ist es, frei zu sein und selbstständig entscheiden zu können:

„I: Sagen wir mal ganz einfach: Was gefällt ihnen am Beruf oder was gefällt ihnen weniger?

Bauer Carlo: Ja am Beruf ist schön, dass man frei ist, dass man ein bisschen arbeiten kann wie man will.“ (Bauer Carlo 2010: 1)

Freiheit bedeutet neben der Abwesenheit personeller Herrschaft auch die gestalterische Freiheit bei Produktionsprozessen, Betriebsplanung und Betriebsentscheidungen (vgl. Fliege 1998: 254).

Wie die Bauern und Bäuerinnen auf Eingriffe in diese Freiheit reagieren, wird in Kapitel 4.5. genauer behandelt.

Ein weiterer Vorzug der Landwirtschaft ist der Besitz von Grund und Boden:

„ Das ist eine Sicherheit wenn ich einen Hof habe. Etwas habe ich. Und ich mache das, weil das ist eine Sicherheit, sagen wir. Sollte etwas sein, eine Krise sein, etwas hast du doch! Das ganz bestimmt.“ (Bauer Jakob 2010: 6)

Die positiven Seiten des Berufs hat man also nicht aus dem Blick verloren.

Nichts desto trotz sind die positiven Aspekte in Leben und Beruf nur eine Seite der Medaille, wobei ich die beiden Seiten nicht gegeneinander aufwiegen will. Dies ist allein deshalb nicht zulässig, weil „Nachteile täglich neu erfahren werden und daher meist auch intensiver erlebt werden als die Vorteile, über die man meist weniger reflektiert“ (Knöbl et al. 1999: 108). Ein Nachteil, der den landwirtschaftlichen Beruf unweigerlich begleitet, ist das „Gebundensein“.

Den Hof für mehrere Tage zu verlassen ist keine Selbstverständlichkeit, weil die Tiere täglich versorgt werden müssen. Die Notwendigkeit am Hof zu bleiben wird nicht von allen Bauern und Bäuerinnen gleichermaßen als Nachteil genannt. Manche hätten gar nicht den Wunsch danach zu verreisen oder könnten dies aus Sorge um den Hof ohnehin nicht genießen. Vor allem für die Kinder ist es ein Problem, auf Urlaub zu verzichten, wie Bäuerin Rosa erzählt:

„Du kannst nicht sagen: ‘Ich kann Urlaub machen.’ Wie gestern der Nachbar da gesagt hat: ‘Ja macht er nie Urlaub?’ Am Donnerstag fahren wir weg und dann ist schon wieder der Mann: ‘Ach, ich muss einen Tag wegfahren? Ich muss einen Tag wegfahren! Ich darf das nicht! Ich hab viel zu tun da.’ Ein Tag! Es ist nicht leicht, sich daran zu gewöhnen, nie einen Urlaub zu machen. Und du siehst die Nachbarn da daneben oder Bekannte und Verwandte, die jedes Jahr Urlaub machen können. Unsere Kinder sind nie am Meer gewesen. Das ist wieder in der Schule ein Problem, in dem Alter. Wenn sie 20 Jahre sind, so bei die 16, 20, da geht das Problem schon weg. Dann ist es ihnen schon egal, ob sie am Meer gewesen sind oder nicht. Aber früher: ‘Warum dürfen wir das nie machen? Wieso dürfen die?’ Wir müssen auf sehr vieles verzichten, was die anderen, die, die meinen, sie sind arm, alles haben dürfen. Und wir nicht.“ (Bäuerin Rosa 2010: 8)

Nicht allen Bauern/Bäuerinnen fällt es leicht, auf Urlaub verzichten zu müssen. In gewissem Ausmaß könne man sich daran mit der Zeit gewöhnen. An ein anderes Problem, nämlich die finanzielle Situation der Berglandwirtschaft, will man sich nicht gewöhnen:

„Gott sei Dank sind in den letzten Jahren keine größeren Investitionen angefallen, sonst wüsste ich nicht, wie man das bewältigen müsste. Es ist so schon manchmal am Limit, wenn man denkt, nur die, wie soll ich sagen, die materielle Substanz zu erhalten. Die Dächer, also die Scheune, Haus, Zäune, Heuschuppen und so weiter. Diese kleinen Nebengebäude. Ich meine, da wird das Geld hineingesteckt, was von anderen Quellen kommt und nicht von der Landwirtschaft. Und das ist halt schade, weil mir würde die Arbeit an und für sich gefallen. Auch meiner Frau. Obwohl wir beide einen anderen Beruf haben, aber irgendwann einmal kommt man zur Einsicht, dass es wirklich für die Katz ist.“ (Bauer Giuseppe 2010:1)

Da Lebenserhaltungskosten und die Ausgaben, die für die Instandhaltung der Landwirtschaft entstehen, allein durch den Verkauf landwirtschaftlicher Produkte nicht bezahlt werden können, hält man einen außerlandwirtschaftlichen Beruf meist für unumgänglich.

Da das Angebot an Arbeitsplätzen vor allem in Handwerk und Tourismus ausreichend sei, sieht man keine direkte Gefahr der Abwanderung.

So sehr diese zusätzlichen Einkommensquellen auch begrüßt werden, so kann daraus auch eine erhebliche Zusatzbelastung für die Bauern und Bäuerinnen entstehen.

Für den Betriebsleiter respektive das Betriebsleiterpaar sei dies alleine kaum zu bewältigen.

Darum wird besonders auf die Bedeutung der Altbauern/bäuerinnen als unterstützende Kräfte am Hof verwiesen:

„Das ist fast überall so, dass ältere Leut sind, die was arbeiten tun, sonst würd schon in Südtirol die ganze Landwirtschaft zu Grunde gehen. Bin ich der Meinung, wenn die alten Menschen nicht mehr arbeiten täten. Wenn einer sagt ab 60, 70 Jahr: ´Jetzt tu ich nicht mehr.´“ (Bauer Domenico 2007: 5)

Nichts desto trotz besteht die Gefahr, dass einer der beiden Berufe unter der Doppelbelastung leidet:

„Ich mein, es lässt sich schon machen, nur irgendwann einmal, wenn es 2 Sachen sind, besteht dann die Gefahr, dass eine zurückstecken muss. Entweder man vernachlässigt die Landwirtschaft, oder man macht halt das andere weniger oder nur so ein bisschen nebenbei. Und so viel Stress ist halt auch nicht unbedingt in meinem Sinne.“ (Bauer Giuseppe 2010: 6)

Weil die Verdienstmöglichkeiten im außerlandwirtschaftlichen Beruf meist besser sind, liegt es für die Bergbauern/bäuerinnen nahe, im landwirtschaftlichen Bereich gewisse Abstriche zu machen.

Zum Teil werden daher Flächen, deren Bearbeitung hohen zeitlichen Aufwand erfordert und dabei wenig Gewinn verspricht, nicht mehr gemäht.

In der Regel sind dies, aufgrund ihrer Steilheit, maschinell nicht bearbeitbare Wiesen:

„Ich werde auch die höheren Stücke lassen. Habe ich von den Beiträgen weggetan. Muss ich mit der Sense mähen und ist viel zu viel Arbeit. Dann ist es ein Heulader Heu am Ende und du tust fast 2 Tage darauf arbeiten. Das ist nichts.“
(Bauer Francesco 2010: 3)

Über die Frage, ob Nebenerwerbslandwirtschaft und Extensivierung bereits Vorstufen zur Betriebsauflösung darstellen, ist man in der Wissenschaft geteilter Meinung.

Hovorka und Wiesinger bewerten die Nebenerwerbslandwirtschaft in den 1990er Jahren noch als eine stabile Form der Landwirtschaft (vgl. Hovorka & Wiesinger 1993: 2).

Nach Groier verursacht die berufliche Doppelbelastung nicht selten, dass sich Bauern/Bäuerinnen die Frage der Sinnhaftigkeit ihrer landwirtschaftlichen Tätigkeit stellen. Darum

„können Extensivierungsschritte neben anderen Faktoren oftmals als Vorstufe zur Auflassung des landwirtschaftlichen Betriebs verstanden werden. Die These, dass die Nebenerwerbslandwirtschaft generell eine stabile und zukunftsreiche Form der landwirtschaftlichen Tätigkeit darstellt, muss deshalb hinterfragt und differenziert werden.“ (Groier 2004: 46)

Konträr zu den tatsächlichen Problemen sieht man sich in der öffentlichen Diskussion mit einem idealisierten Bild vom bergbäuerlichen Leben konfrontiert. Dabei würden die beschriebenen Schwierigkeiten vom vordergründigen Eindruck der Unabhängigkeit und des vermeintlichen Wohlstandes überdeckt.

Eine Ursache dafür liegt, wie Bäuerin Rosa beschreibt, in folgendem Trugschluss:

„Die Leute sehen nicht was du aus gibst. Nur was reinkommt. Weil bei uns hier kommen im Sommer die Leute immer vorbei und schauen so und staunen und reden. Dann sehen sie 14 Kühe am Abend kommen und glauben: Ja, die haben viel Geld und die machen viel. Dann sehen sie eine neue Maschine und glauben: Ja die haben viel Geld. Aber dass ein Kredit drauf ist, das sehen die Leute nicht.

Du musst dir immer denken: Wo ein schöner Hof ist, da ist kein Geld. Nicht das man denkt: Oh, die haben Geld. Der alte Hof, der hat noch Geld. Da ist immer eingesteckt worden in die Tasche. Nicht ausgegeben worden.

I: So habe ich das noch gar nicht betrachtet.

IP: Ja, aber das ist so. Sicher, die Leute denken auch so. Auch die Dorfleute denken so: Ach du baust, jedes Jahr machst du etwas. Und wie jetzt einer zu mir gesagt hat: Ja deine Kinder haben alle studiert, du musst viel Geld haben. Dann habe ich geantwortet: Ja, ein jeder kann sich studieren leisten, aber dafür kannst du dir nicht eine neue Hose kaufen oder sonst etwas. Oder sonst was weiß ich, Pizza essen gehen oder solche Sachen. Auf alles darauf müssen wir verzichten.“ (Bäuerin Rosa 2010: 6-7)

In Anbetracht der so geschilderten finanziellen Situation stellt sich die Frage, ob man nicht ans Aufgeben der Landwirtschaft gedacht habe. Bäuerin Rosa will Zufriedenheit nicht einzig auf ökonomischen Wohlstand reduziert wissen:

„Die Zufriedenheit muss innerlich rauskommen. Nicht was äußerlich ist. Nicht was der Nachbar kauft und ich hab das nicht. Nicht was der Freund kauft und ich kann mir das

nicht leisten. Man muss den Nachbar oder dem Freund das gönnen und eines Tages vielleicht werde ich auch so ein schönes Auto kaufen oder was weiß ich (lacht).“ (Bäuerin Rosa 2010: 6)

Bauer/Bäuerin zu sein ist, das lässt sich aus den Gesprächen schließen, auch eine Haltung und Überzeugung, die gemeinsam mit den genannten Vorzügen der Arbeit, in gewissem Ausmaß der finanziellen Belastung standhält.

4.1.1. Bäuerliche Denkmuster und Berufseinstellung

Es ist aber nicht einfach die bereits erwähnte „innere Zufriedenheit“, die einen an Hof und Beruf bindet. Wenn die Bauern und Bäuerinnen über ihre Beziehung zu Hof und Landwirtschaft zur sprechen kommen, dann zeigt sich, wie stark internalisiert diese Verbindung ist:

„Also man muss schon irgendwie eine Freude haben und vielleicht hat es auch mit dem zu tun, dass man von klein auf, von Kindesbeinen damit aufgewachsen ist. Ich sehe bei meinen Schwestern, die alle wegverheiratet sind. Wenn wir viel Heu aufzunehmen haben und sie es wissen, dann verspüren sie fast auch noch irgendwie eine Verpflichtung, uns helfen zu kommen. Weil wir da alle immer zusammengehalten haben und dann meint man das. Und ich wäre auch so, was weiß ich, wenn ich in St.Martin leben würde und ich wüsste, heute oder morgen haben die dann viel Heu aufzunehmen, da verspürt man das und es wäre fast logisch herzukommen und zu helfen.“ (Bauer Giuseppe 2010: 5)

Es ist eben auch dieses Gefühl der „Verpflichtung“ am Hof zu helfen, das als Ergebnis der landwirtschaftlichen Sozialisation habituell verankert ist, weil man ja „von Kindesbeinen damit aufgewachsen ist“.

Bauer Elio beschreibt die Bindung der älteren Bauern und Bäuerinnen an die Landwirtschaft als so stark, dass sie bis zur Verschuldung wirtschaften würden:

„Aber ich sage so, dass jeder sagt, die sagen schon, sie würden nicht weitermachen. Aber die Bauern, die jetzt gerade arbeiten, die machen alle weiter, weil es ist auch eine Sucht! Die können nicht anders tun. Bis sie Geld haben, bis sie müssen von der Bank Geld nehmen. Weil die sind sehr eingewachsen. Und das ist aber gut. Das ist gut für uns und gut für alle.“ (Bauer Elio 2010: 3)

Worin aber liegt die Funktion der Berglandwirtschaft, die eine Weiterbewirtschaftung der Höfe aus Sicht der Bauern und Bäuerinnen rechtfertigt?

Hier kann bereits festgehalten werden, dass meine InterviewpartnerInnen der Produktion von Lebensmittel, also der einstigen Primärfunktion der Landwirtschaft, nur noch untergeordnete Bedeutung beimessen:

„Weil wenn man bedenkt, dass die Produktion von Lebensmitteln in der Ebene viel günstiger ist und da kommt auch viel mehr raus. Die Produktion ist auch dem entsprechend höher. Deswegen, alleine von der Rentabilität würde sich ein Berghof sicher nicht rentieren. Da sagst du, du schließt zu und machst es unten.“
(Bauer Simon 2010: 3)

„[...] weil Lebensmittelproduzent, da kann man schon, da geht man am zweiten Tag schon unter. Man kann schon etwas produzieren für die eigene Familie, als Hobby. Aber sonst kann man es vergessen.“ (Bauer Elio 2010: 6)

Ob Landwirtschaft in Form einer „Hobbylandwirtschaft“ zukunftsfähig ist oder nicht, ist wiederum Teil wissenschaftlicher Diskussionen. Während Werner Bätzing darin eher eine Abwertung der Berglandwirtschaft sieht (vgl. Bätzing 2003: 135), hält der Agrarwissenschaftler Michael Groier diese für durchaus zukunftsfähig und begrüßenswert, da damit eine positive Einstellung zur landwirtschaftlichen Arbeit begünstigt wird:

„Begünstigt wird dies beispielsweise, wenn das Wirtschaften im Rahmen von Hobby- und Subsistenzbetrieben von den wirtschaftlichen Zwängen (kein bis geringer Marktbezug) entkoppelt werden kann und dadurch betriebswirtschaftliche Problemfelder wie mangelnde Rentabilität nicht im Vordergrund stehen.“
(Groier 2004: 3)

Die Kritik meiner InterviewpartnerInnen an der ökonomischen Situation zeigt, dass man die Landwirtschaft aus rein wirtschaftlicher Sicht aufgeben würde. Die Landwirtschaft als Hobby zu sehen ist im Sinne von Groier durchaus sinnvoll. Im Gegensatz zur Bindung an ein Hobby beinhaltet die Bindung an den Hof für meine InterviewpartnerInnen aber auch eine gewisse „Verpflichtung“. An den Hof wird man gewissermaßen gebunden während man sich an ein Hobby freiwillig „bindet“. Subsistenzlogische Motive lassen sich vereinzelt in der Einstellung der Bauern und Bäuerinnen zu den Produktpreisen finden.

Die Preise werden, trotz oder gerade wegen der hohen Qualität der hergestellten Produkte, durchwegs als zu niedrig empfunden. Daraus können negative Auswirkungen auf die Einstellung zum bäuerlichen Beruf resultieren:

„Was ist das für eine Motivation, wenn das, was du produzierst, überhaupt nicht geschätzt wird? Du bekommst diese paar Euro dafür, aber ob du gute Milch produzierst oder nicht, das ist eigentlich ganz gleich. Denn das ist eigentlich das, was ich ein bisschen vermisste. Früher waren die Bauern auch, ich meine, es hat einen Stolz gegeben, ein Bauer zu sein und Wald zu besitzen, Wiese zu besitzen und eben einen gut funktionierenden Betrieb, wo auch etwas herausgesprungen ist. Deswegen sind die Leute ein wenig demotiviert manchmal.“ (Bauer Giuseppe 2010: 2)

Im Vergleich zu früher, als die meisten Lebensmittel selbst hergestellt wurden und man praktisch autark lebte, ist man heute ebenso wie Nichtbauern überwiegend auf den Einkauf der meisten Nahrungsmittel angewiesen. Auch der Wald, ehemals die „Sparkasse der Bauern“ (Bauer Giuseppe 2010: 1) habe heute kaum noch Wert. Damit einher geht die Forderung nach „gerechten“ Produktpreisen: „[...] aber von mir aus gesehen wäre es besser, wenn das Produkt mehr wert wäre als wie gefördert zu werden.“ (Bauer Giovanni 2010:1)

Der Blick in die Vergangenheit fällt deshalb aber nicht notwendigerweise verklärt aus, da die Lebensqualität heute als ungleich höher empfunden wird.

Dass sich ein gewisses Subsistenzdenken finden lässt, ist nicht überraschend, wenn man sich vor Augen hält, dass eine (zumindest weitgehende) Selbstversorgung in meiner Untersuchungsregion ungewöhnlich lange eine Rolle spielte:

„Was man heutzutage mit einer Maschine mäht war früher alles Acker. Überall wurde Getreide angebaut. Sehr viel Roggen. Mit Roggen haben sie sich das Brot gemacht und das Mehl. Ein bisschen Gerste und Bohnen, Erbsen ein bisschen. Und dann wurden die Äcker immer weniger und die Vögel immer mehr. Dann haben die Vögel alles raus gefressen. Dann ging es nicht mehr. Vor 23 Jahren haben wir noch Acker gehabt. Und ich kann mich noch erinnern: Jedes Jahr wurde es ein Sack Getreide weniger, weil die Anderen waren alle schon auf Wiesen und die Vögel haben sich versammelt in dem Acker und dann haben sie alles nieder gefressen.“ (Bäuerin Rosa 2010: 2)

Die Bäuerin lebt im Weiler Seres in der Nähe des Dorfs Campill. Das Dorf wurde 1969 durch eine Straße mit dem übrigen Tal verbunden.

Erst 1982 wurde der Weiler, in dem die Frau lebt, ans Straßennetz angeschlossen. In diesem Fall erfolgte die Erschließung also sehr spät.

Auch im Festhalten an bestimmten Arbeiten, die aus wirtschaftlicher Sicht nicht rational erscheinen, zeigen sich noch subsistenzlogische Beweggründe:

„Ach. Da würden sich viele Sachen nicht lohnen. Weil viele Sachen, was man macht, sagst du, es lohnt sich nicht, aber du machst es trotzdem. Das ist es.“
(Bäuerin Rosa 2010: 8)

Im Sinne eines subsistenzlogischen Denkmusters wird hier an nicht lukrativen Tätigkeiten festgehalten, weil das bäuerliche Wirtschaften auf Bruttoertragsmehrung und nicht auf Einnahmenmehrung ausgelegt war. Einzelne Arbeiten versprechen keinen ökonomischen Gewinn, werden aber, weil sie die Gesamtproduktion steigern, beibehalten.

Dieses Denkmuster findet sich in meinen Interviews aber selten und meist werden unlukrative aber zeitaufwändige Arbeiten, wie etwa die Bewirtschaftung nicht mechanisch bearbeitbarer Flächen, vermieden. Bauer Giovanni begründet die Überlegung dahinter folgendermaßen:

„Weil die Kleine [er meint seine Tochter, Anm. d. Verf.] war einmal auf einem Kurs, da hat sie von einem Lehrer gesagt bekommen: ‘Viel arbeiten ist nicht gleich viel Gewinn.’ Aber das stimmt in vielen Hinsichten, stimmt des.“ (Bauer Giovanni 2007: 19)

Auch die Forderung nach besseren Produktpreisen anstelle der Subventionierung von nicht-produktbezogenen Leistungen, die ja im Sinne der neuen Agrarpolitik zwangsläufig enttäuscht werden muss, ist keine Einstellung, die sich bei der Mehrheit meiner InterviewpartnerInnen finden lässt. Meist scheint man sich damit arrangiert zu haben und so nimmt in den Interviews der Themenkomplex

„Förderungen“ mehr Zeit in Anspruch. Nun stellt sich die Frage, wie man die Subventionen für die produktunabhängigen Leistungen beurteilt.

4.2. Förderungen: Eine Notwendigkeit mit Nebenwirkungen

Das Weiterführen der Berglandwirtschaft, basierend auf dem Erlös der landwirtschaftlichen Produkte, hält man für kaum möglich. In diesem Falle würden die Bauern ihrem außerlandwirtschaftlichen Beruf nachgehen.

Die Förderungen für Bergbauern betrachtet man daher als zumindest kostendeckende Notwendigkeit, ohne die man den Fortbestand der Berglandwirtschaft überwiegend ausschließt:

„I: Und wie sehen sie das mit den Förderungen? Weil die Berglandwirtschaft wird ja auch gefördert.

Bauer Jakob: Ja, das ist die Voraussetzung, dass man weitermacht. Dass eine Förderung ist, weil sonst würde es überhaupt nicht gehen, nicht? Ganz bestimmt nicht.

I: Ohne Förderungen ginge es nicht?

Bauer Jakob: Nein ohne Förderungen ginge es ganz bestimmt nicht.“ (Bauer Jakob 2010: 1)

„Ja, ja. Ohne diese Förderungen wäre schon alles zu. Die ganzen Höfe und alles geht nur, jetzt kann man auch so sagen, dass die Jungen, die haben viel Heimatliebe da und dann bleiben sie da. Aber sonst, es geht schon, bis jemand hilft. Bis jemand hilft geht's schon, aber wenn du zwei Arbeiten machen musst, dann ist es zuviel. Und auch die Maschinen zu erhalten und alles, das ist nicht einfach...wenn du nur alleine bist.“ (Bäuerin Paola 2010: 1)

Dass die finanziellen Förderungen für den Erhalt der Berglandwirtschaft nötig sind, steht für die Befragten außer Zweifel. Ob die Höhe der Förderungen ausreichend ist, wird aber bezweifelt:

„Ja diese Förderungen, da werden länger schon Stimmen laut. Diese Förderungen sind teilweise schon eine Augenauswischerei. Sicher, wie sagt man: 'Es ist zu wenig, um zu überleben und zu viel, um zu sterben.' Es geht halt irgendwie immer am Limit und sobald der Geldhahn abgedreht wird, dann liegt halt alles.“ (Bauer Giuseppe 2010: 2)

Die Einschätzung, es sei „zu wenig, um zu überleben und zu viel, um zu sterben“, ist kein Einzelfall. Genau diese Ungewissheit, ausgelöst durch die finanzielle Gradwanderung, findet sich in den meisten meiner Gespräche:

„Nein, nein. Dann hätte ich es schon lange gelassen. Es ist auch so, dass ich denke: Lass ich es oder mache ich weiter? Das ist, man verdient zu wenig. Man muss fast einer anderen Arbeit nachgehen.“ (Bauer Francesco 2010: 1)

„Auf keinen Fall, weil ich habe jetzt vor einem Jahr meinen Hof übernommen und da habe ich auch abgerechnet ein wenig und geschaut. Ohne Förderungen wäre ich auf Null, würde die Kosten nicht mehr abbezahlen.“ (Bauer Simon 2010: 1)

Dass man die Angemessenheit der Förderungshöhe kritisiert, liegt nicht zuletzt daran, dass mit dem Erhalt von Förderungen auch negative Begleiterscheinungen verbunden sind. Ein oft angesprochenes Problem sind zu lange und mit Kosten verbundene Wartezeiten zwischen Förderungsantrag und tatsächlichem Erhalt:

„Weil sie versprechen uns diesen Beitrag, aber wir bekommen das erst 1,5 Jahre später. Und dafür haben wir schon immer Zinsen an unseren Kredit bezahlt. Dass verstehen die Landsleute nicht, dass wir müssen mit einem Kredit leben. Und dafür müssen wir auch Zinsen zahlen und das zahlt uns das Land nicht. Andererseits sagen sie schon: 'Du bekommst für das einen Beitrag, für Agrarumwelt, für die Bergwiesen, überhaupt wenn sie im Naturpark drinnen sind.' Da bekommen wir schon viel, aber das Geld kommt nicht. Und wenn das Geld kommt, dann haben wir vielleicht schon 800 Euro oder 1000 Euro an Zinsen bezahlt. Das geht alles verloren.“ (Bäuerin Rosa 2010: 1)

Wie man schon im der Aussage von Bäuerin Rosa andeutungsweise erkennen kann, macht man die Förderungen mitverantwortlich für das schlechte Image der Bauern, weil die „Landsleute“ vorschnell die Förderungen als ungerechtfertigt betrachten würden. Dabei übersehen sie besagtes Problem der Wartezeiten ebenso wie den Allgemeinnutzen, der hinter den Förderungen steckt:

„Es sind auch viele Gegner, würd ich mal so sagen. Wenn man auch so die Leute hört. Die sagen: 'Die Bauern, die bekommen immer Förderungen, die bekommen alles gesponsert.' Aber die sehen nur einen Teil. Die sehen nicht, dass wenn die Förderungen da sind, zum Beispiel für den Einkauf einer Maschine, dann hat nicht nur der Bauer etwas davon, sondern die ganze Wirtschaft. Das sehen die Leute einfach nicht! Und Förderungen kriegt nicht nur der Bauer, kriegen andere auch. Aber das hörst du nie, oder nur wenig. Und dann kommt vielleicht ein Politiker, der vielleicht die Sachen im Gasthaus hört und dann vielleicht wieder groß redet. Ohne Fundament. Momentan geht's uns in Südtirol nicht so schlecht mit den Politikern in der Hinsicht. Klarerweise darf man nicht lockerlassen, sonst...“ (Bauer Simon 2010: 4)

Nicht nur wegen der Förderungen, sondern ganz allgemein wird eher ein negatives Außenbild von sich selbst gezeichnet:

„Ja. Und dann kommen die [Nicht- Bauern, die den Nachbarhof gekauft haben, Anm. d.Verf.] und dann kommen sie vielleicht genau in der Zeit, wo du mit der Gülle spritzen musst und dann: 'Ach, das stinkt so und du fährst denn Mist weg und machst die Straße schmutzig und du fängst schon um halb acht oder acht in der Früh an, wo ich noch schlafen will.' Das kommt. Oder der Hahn kräht. Ja, sind schon Probleme.“ (Bäuerin Rosa 2010: 9)

Die Zunahme der nicht-bäuerlichen Gesellschaft in den Dörfern sorgt hier zwar für Konflikte, es ist aber nicht gesagt, dass diese Einzelfälle die allgemeine Meinung der Dorfgemeinschaft widerspiegeln. Es kann sich hier auch um ein empfundenes Fremdbild handeln, dass nicht zwingend der realen Außenansicht entspricht:

„Das Fremdbild der Landwirte bzw. Landwirtinnen kann quasi als reziprokes Selbstverständnis gesehen werden, als eine Auffassung, die ein Bauer bzw. eine Bäuerin darüber besitzt, wie ihre eigene Position von anderen Menschen beurteilt wird. Diese Einschätzung muss nicht unbedingt der objektiven Realität genügen sondern ist vielmehr ein Ausdruck der eigenen sozialen Befindlichkeit als Bauer und Bäuerin und einer Positionierung in einer gesellschaftlichen Rangordnung.“ (Knöbl et al. 1999: 153)

Es ist durchaus wahrscheinlich, dass das Image der Berglandwirtschaft nicht dermaßen schlecht ist, wie die Bauern und Bäuerinnen annehmen. Burger-Scheidlins Untersuchung in Österreich hat gezeigt, dass auf Seiten der Nicht-Landwirte zwischen Berg- und Flachlandbauern unterschieden wird und das Image der Bergbauern im Gegensatz zu dem der Flachlandbauern positiv behaftet ist. Meist wird den Bergbauern Respekt für ihre mühsame und im Gegensatz zu den Flachlandbauern als naturnahe empfundene Arbeit gezollt (vgl. Burger-Scheidlin 2002: 84-87). Für die Bauern und Bäuerinnen ist es aber nicht unproblematisch, wenn sie von sich selbst eine negative Außenansicht, meistens aus Perspektive von Gastronomie und Dorfgemeinschaft, skizzieren.

Ursache für die negative Einschätzung des eigenen Images könnte der Prestigeverlust sein, den man durch den Verlust an ökonomischer Macht in der Dorfgemeinschaft erlitt (vgl. Knöbl et al. 1999: 131). Als es noch wenige Erwerbsalternativen gab, war mit dem Besitz einer Landwirtschaft hoher sozialer und ökonomischer Status verbunden (vgl. Khera 1972: 2). Heute hingegen ist dies nicht mehr der Fall.

Zusammenfassend kann zur Förderungsakzeptanz der Bauern und Bäuerinnen gesagt werden, dass sie diese für notwendig halten, deshalb aber nicht auf Kritik verzichten. So wird die mangelnde Höhe der Förderungen kritisiert, weil sie ein Wirtschaften „am Limit“ bedinge. Auch die langen Wartezeiten, bis die zugesagten Gelder tatsächlich die Bauern erreichen, führen zu Unmut. Zudem sieht man das Image der Berglandwirtschaft geschädigt. Die Förderungen hinterließen bei Nicht-Bauern den Eindruck, man genieße als Bergbauer eine ungerechtfertigte Sonderbehandlung und bekomme alles bezahlt.

Es besteht also Kritik an einzelnen Modalitäten der Subventionierung, aber keine grundsätzlich ablehnende Haltung gegenüber der Annahme von produktunabhängigen Förderungen.

4.3. Tourismus: Erwerbsmöglichkeit mit Grenzen

Tourismus ist für die Bauern der Region das zentrale wirtschaftliche Standbein, da er einerseits der Grund für die -nicht kritikfreien- Förderungen ist und andererseits eine Erwerbsmöglichkeit bietet. Innerhalb meiner Untersuchungsgruppe ist die Anzahl an Bauern und Bäuerinnen, die Urlaub auf dem Bauernhof anbietet, überdurchschnittlich hoch. Wintertourismus spielt direkt in der Region um Campill zwar kaum eine Rolle, bietet jedoch in benachbarten Skizentren des Obergadertals Arbeitsplätze. Viele Bauern arbeiten dort während der Wintermonate als Liftwart, präparieren die Pisten oder finden Arbeit in einem Hotelbetrieb.

Folglich wird dem Tourismus eine übergeordnete Bedeutung für die Berglandwirtschaft eingeräumt.

Diese Kombination aus Sommer- und Wintertourismus wird insofern begrüßt, als dass dadurch eine sanfte Form des Tourismus in der eigenen Region betrieben wird, während der Wintertourismus zwar als Erwerbsmöglichkeit genutzt wird, seine negativen Begleiterscheinungen allerdings außerhalb der Region bleiben. Der Einzug des Wintertourismus in die einstigen Bergbauerndörfer habe zwar einerseits Wohlstand gebracht, denn

„früher sind die von Corvara da herunter gegangen um zu betteln [...]. Sobald oben nachher die Lifte gekommen sind, dann sind sie [die Hotels, Anm. d. Verf.] gewachsen wie Pilze aus dem Boden. Beim Krieg ist überhaupt nichts los gewesen oben, vor dem Krieg. Nichts! Wenn man sich die Bilder anschaut. Nichts! Ein paar alte Hütten, basta. Ein paar Bauern sind gewesen.“ (Bauer Jakob 2010: 18)

Außerhalb der Saison sind diese touristisch hoch frequentierten Orte allerdings „Geisterdörfer“. Durch den Massentourismus sei dort heute „von Bauern keine Spur mehr und dann bleiben die Wiesen [ungemäht, Anm.d.Verf.]“ (Bauer Giuseppe 2010: 3).

Bauer Giuseppe spricht -wenn auch drastisch formuliert- demographisch („Geisterdörfer“) ökologisch („dann bleiben die Wiesen“) und sozio-strukturell („von Bauern keine Spur mehr“) problematische Prozesse an, die durchaus realistisch sind und sich im gesamten Alpenraum finden lassen (vgl. Viazzo 1989: 70).

Diese Auswirkungen will man vermeiden und eine Alternative zum Massentourismus bleiben:

„Man muss mal schauen, von Tourismus auf Tourismus, da ist ein großer Unterschied. [...] Weil es sind Hotels mit Wellness, mit Spielpark, mit dem Ganzen, sind genug herum. Wir müssen schauen einfach die Natur, den Leuten die Natur näher zu bringen und auf den Punkt zu schauen. Nicht andere Investitionen zu machen, aber nur Natur pur den Leuten beizubringen.“ (Bauer Giovanni 2007:10)

Gewisse Tendenzen, dass die Landwirtschaft verkleinert und dafür das touristische Angebot vergrößert wird, sieht man bereits im Gange. In einem benachbarten Weiler meint Bauer Jakob „fangt es schon an, groß zu werden. Und da wird jetzt auch schon als Tourismuszone ausgewiesen. Da wird auch ein Hotel gemacht und nachher?“ (Bauer Jakob 2010: 2).

Bauer Jakob befürchtet, dass die Landwirtschaft allmählich gänzlich dem Tourismus weichen wird. Weil im Rahmen von „Urlaub auf dem Bauernhof“ nur eine gewisse Bettenzahl erlaubt ist, hat man am Hof von Bauer Elio zusätzlich eine Pension errichtet:

„Ja, weil es ist so: Wir haben diesen Hof mit Urlaub auf dem Bauernhof zusammengestellt und dann die erste Zeit war das ein Neben, war Urlaub auf dem Bauernhof ein Nebenerwerb und jetzt ist es so gekommen, dass Urlaub auf dem Bauernhof so gestiegen ist, dass es kein Nebenerwerb mehr ist.“ (Bauer Elio 2007:1)

Gleichzeitig führt man, wenn auch nur noch in sehr kleinem Rahmen, die Landwirtschaft. Insofern ist die Befürchtung von Bauer Jakob noch nicht eingetreten. Wenn nun allerdings mehr und mehr Bauernhöfe ihr touristisches Angebot erweitern und gleichzeitig die landwirtschaftliche Arbeit einschränken, dann könnte das Gleichgewicht zwischen Tourismus und Landwirtschaft gefährdet sein.

Auch Bauer Jakob verweist auf den Zusammenhang von Landwirtschaft und Tourismus:

„Das ist eben wieder der Hund. Jemand muss arbeiten. Jemand muss die Felder bearbeiten, weil sonst kommen die Gäste auch nicht mehr. Das sicher. Das ist der Hund dabei, der sich in den Schwanz beißt und dreht und dreht.“ (Bauer Jakob 2010:17)

In diesem Sinne gewinnt die Berglandwirtschaft das, was sie an Bedeutung bei der Lebensmittelproduktion verloren hat, durch den Tourismus zurück.

Landwirtschaft sorgt dafür, dass das Landschaftsbild erhalten bleibt, damit der Tourismus bestehen kann. Tourismus wiederum ermöglicht den Bergbauern/bäuerinnen ein Einkommen, um die Landwirtschaft weiterführen zu können.

„Urlaub auf dem Bauernhof“ stelle im Vergleich zur Landwirtschaft eine unaufwändige und recht sichere Einkommensquelle dar, „weil der Gast frisst nicht, aber die Kuh, die frisst. Da müssen wir bezahlen“ (Bäuerin Rosa 2010: 3).

Bäuerin Rosa bietet ihren Gästen nur die Unterkunft mit Kochmöglichkeit an. Für die Verpflegung müssen sie also selbst sorgen und bezahlen. So gesehen „frisst“ der Gast nicht.

„I: Würde es ohne Touristen, würde es da noch gehen?

Bauer Elio: Gehen? Es würde schon vielleicht gehen, wenn man etwas anderes macht. Wenn man handwerklich was macht oder... Aber leichter geht's mit Tourismus, weil Tourismus kannst du immer herlocken so auf einen Bauernhof. Da kann man auch, auch im Winter, andere Zeiten. Aber Tourismus ist besser, das geht auch ziemlich allein. Wenn man dann zwei, drei Wohnungen hat, dann kann man diese Wohnungen vermieten und die gehen allein.“ (Bauer Elio 2010: 1)

Allgemein bewertet man den Zeit- und Arbeitsaufwand der Gästebetreuung wesentlich geringer, als jenen, den man für die Landwirtschaft aufbringen müsse.

Tourismus und Landwirtschaft sind in dieser Form also zwei Sparten, die einander bedingen, aber auch begrenzen. Überschreitet eine der beiden Sparten die Grenzen, kann das der anderen und letztlich den Bauern und Bäuerinnen, die beide dieser Standbeine benötigen, schaden. Aufgabe der Bauern ist es also, bei dieser Gradwanderung möglichst erfolgreich abzuwägen.

4.4. Landschaftliche Schönheit aus bäuerlicher und touristischer Sicht

Dass die Akzeptanz von Förderungen der nicht-produktbezogenen Leistungen nicht selbstverständlich und problemfrei ist, hat Burger-Scheidlin bei ihrer Forschung mit österreichischen Bergbauern festgestellt:

„Im Grunde genommen sei die Bezeichnung „Landschaftspfleger“, so meinen einige, sogar entwürdigend, da man nicht für die eigentliche Arbeit honoriert würde. Man bekäme die finanziellen Zuschüsse eigentlich lieber aufgrund der eigentlichen Produkte, Milch und Fleisch, nicht aufgrund des im Zuge der Viehzucht entstandenen Nebeneffekts.“ (Burger-Scheidlin 2002: 77-78)

Die Landschaft in der Region muss, so der einheitliche Tenor meiner Interviews, einen bäuerlichen Charakter haben. Sie muss in diesem Sinne landwirtschaftlich bearbeitete Elemente enthalten, um als schön empfunden zu werden. Deshalb ist es „schon gut, dass die Natur aufgeräumt wird. Das ist schon gut für die Sicht. Wenn nichts gemacht wird, schaut es nicht gut aus“ (Bauer Francesco 2010: 1).

Man empfindet es als schön, wenn der landwirtschaftlich genutzte Teil der Natur „aufgeräumt“ ist. Der Wunsch nach dieser Ordnung ist

„noch im Mensch drinnen. Das spürt man, dass kennt man. Wenn es Frühjahr wird, wie die Leute wieder gerne arbeiten, Wiesen putzen und das ist noch so.“ (Bäuerin Rosa 2010: 4)

Im bäuerlichen Denken ist der generationsübergreifende Fortbestand der Höfe sehr wichtig. Aus dieser Einstellung heraus sind die Teile der Landschaft, die für landwirtschaftliche Nutzung „vorgesehen“ sind, schön, wenn sie diese Kontinuität bestätigen. Eine gemähte Wiese tut eben dies. Neben dem Hof ist das bestellte Land für Bauern und Bäuerinnen „in aller Regel auch Ergebnis, Vergegenständlichung und Erbe der Arbeit einer ganzen Familiengenealogie, die es gilt weiterzuführen und ´in Ehre zu halten`“ (Kirchengast 2008: 106).

Es macht damit auch wenig Sinn, an der Arbeit festzuhalten, wenn keine Hofnachfolge in Aussicht ist:

„Es hängt schon ein bisschen mit den Generationen zusammen. Logisch, wenn einer nicht verheiratet ist, keine Kinder hat, keine Zukunft sieht, dann sagt er: ´Was soll ich mich da schinden?´“ (Bauer Jakob 2010: 16)

Die Bestätigung der eigenen Kontinuität ist allerdings kaum dazu geeignet, als Rechtfertigung der Förderungswürdigkeit der Landschaftspflege zu dienen. Hierzu wird der Tourismus und dessen gesamtgesellschaftliche Bedeutung herangezogen.

Der Tourismus ist eben nicht nur für die Bauern von großer Bedeutung, wie Bäuerin Rosa betont:

„Weil Südtirol eigentlich ist ein Tourismusland, nicht? Und Tourismus hat viele Straßen. Wenn der Tourismus nicht kommt, stirbt der Handwerker, stirbt der Hotelier, wie auch der Landwirt. Und es wird sicher nur ein bisschen gefördert, damit der Landwirt weiter arbeitet. Weil wenn die Bauernhöfe, wenn auf den Bauernhöfen nicht mehr gearbeitet wird, dann schaut alles so braun aus. Dann kommen die Leute das nächste Jahr nicht mehr.“ (Bäuerin Rosa 2010: 1)

Gefördert sieht man sich in erster Linie für die Funktion der Landschaftspflege.

Auch wenn TouristInnen, ebenso wie die Bauern und Bäuerinnen, die gepflegte Landschaft als schön bewerten und nicht zuletzt deshalb in die Region kommen, ist ihr ästhetischer Blickwinkel ein anderer.

Geprägt durch das urbane Umfeld suchen sie nach einer Versöhnung mit der Natur und idealisieren deshalb ländliche Landschaft:

„Diese Sehnsucht nach Versöhnung geht primär von den städtischen Agglomerationen aus. Die Schönheit der Landschaft und die ihr zugedachten Bedeutungen sind somit primär ein städtisches Produkt.“ (Burger-Scheidlin 2002: 25)

Wenn die Bauern und Bäuerinnen über schöne Landschaft sprechen, dann werden meist die Almen als Paradebeispiel herangezogen:

„Und das sieht man vor allem weiter oben. Die Almwiesen, wenn die nicht mehr abgemäht werden, wie sie bisher sauberlich gemacht werden, das wäre wirklich eine Facette ärmer. Da wäre die Landschaft um eine Facette ärmer, denn die sind wirklich sehr, sehr schön. Und das gefällt den Leuten. Es schaut aus wie ein Green. Fast wie wo man Golf spielt, nicht?“ (Bauer Giuseppe 2010: 4)

„Wenn die Förderungen gestrichen werden, dann wird sich eigentlich drastisch viel ändern. Dann werden sicher auch von einem Tag auf den anderen viele Betriebe schließen. Weil es sich einfach nicht mehr lohnt. Und ob es eigentlich von Vorteil ist, in einem Gebiet mit viel Tourismus wie hier? Da zieht auch der Tourismus Schaden davon, weil wenn man auf der Alm wandern geht und du siehst die Wiesen halt. Es ist schon ein Unterschied, ob er hinaufgeht und es wie ein Fußballrasen aussieht. Besser! Ist schön kompakt. Schön.“ (Bauer Simon 2010: 6)

Aus landwirtschaftlicher Sicht wäre die Bewirtschaftung von Almwiesen nicht mehr zwingend nötig.

Almen sind für die Bauern und Bäuerinnen dennoch besonders förderungswürdige Ergebnisse ihrer Arbeit. Man mag Bezeichnungen wie „Green“ und „Fussballrasen“ nicht unbedingt mit Artenreichtum und Biodiversität in Verbindung bringen. Den Bauern ist natürlich bewusst, dass Almen ein äußerst artenreiches aber sensibles Ökosystem darstellen: „Wenn man die Wiesen nur so stehen lässt, die werden komplett hin. Da brauchst du schon ein paar Jahre, bis die Grasnarbe wieder richtig gebildet wird.“ (Bauer Simon 2010: 6)

Auf längere Sicht würde der Prozess der natürlichen Wiederaufforstung voranschreiten und zu einem Rückgang der Artenvielfalt führen. Bis sich in dieser Höhe ein dichter Waldbestand gebildet hat, vergehen allerdings Jahrzehnte bis Jahrhunderte. Einige der durchlaufenen Stadien in diesem Prozess stellen zudem keinen ausreichenden Schutz vor Erosionen und Lawinen dar und sind somit für die Orte im Tal gefährlich (vgl. Tasser et al. 2001: 237).

Die Almen sind aber mehr als „nur“ ökologische Nischen mit Schutzfunktion für den Menschen. Wenn die Bergbauern und Bergbäuerinnen betonen, dass Förderungen gerade für den Erhalt der Almen angemessen sind, dann tun sie das wohl auch im Wissen um die herausragende gesellschaftliche Wertwertschätzung und Idealisierung von Almen:

„Almen- insbesondere Almhütten- sind sozusagen der Schirm, unsere Gesellschaft der Bildwerfer, der ständig und je nach Kontext unterschiedliche (häufig wiederkehrende und von Zeit zu Zeit neue) Sujets auf diesen Schirm wirft. Diese Sujets haben vor allem Wünsche, Wunschvorstellungen und Sehnsüchte zum Thema, die meist auf eine heile, einfache Welt anspielen, wie sie im Alltag für die meisten Menschen nicht greif- und erlebbar ist.“ (Kirchengast 2008: 86)

Bauer Giovanni sieht im Leben in der Natur und auf der Alm eine Antwort auf die Probleme der Stadtbewohner. Besonders während einem Aufenthalt in der Großstadt wurde ihm das bewusst:

„Das [Hüten der Kühe auf der Alm, Anm. d. Verf.] hat mir ganz viel gebracht. Man lernt Gefühle, gewisse Dinge, Natur, alles! Man schätzt das, wenn man dann weiter weg

geht. Ich war beim Militär in Mailand, Verona. Man sieht die Sachen dann ganz anders. Man versucht die Leute, die unten in den Bahnhöfen angetroffen werden, man versucht dann zu denken, wieso die so sind. Wieso haben die nur keine Lebenslust mehr? Wieso sind die so tief runter? Gründe gibt's schon, warum die so tief unten sind. Aber ja, ich würd mal sagen, Naturnähe ist für viele von den Problemen die Lösung. Von mir aus gesehen. Weil die Zeit als Hirt, die vergess ich nicht mehr!“ (Bauer Giovanni 2007: 14-15)

Aber nicht erst der Besuch einer Großstadt erinnert die Bauern und Bäuerinnen an das Idealbild von Almen als ein Refugium von urbanen Sorgen und Problemen.

TouristInnen bringen es ebenso zu den Bauern/Bäuerinnen wie die Medien. Der Umgang mit TouristInnen und die mediale Rezeption formen damit, neben der eigenen Sozialisation und persönlichen Erfahrungen, das bäuerliche Bild von Almen wesentlich mit (vgl. Kirchengast 2008: 113).

Das Konstrukt der „Sehnsuchtslandschaft“ Alm ist aber keine Erfindung der Tourismusbranche. Die Wurzeln dieser Verklärung liegen im 19. Jahrhundert, als das Bild von Bergen und alpinen Regionen im Zuge der Romantik gewissermaßen neu gezeichnet wurde. Aus zuvor unwirtlichen und gefährlichen Gegenden wurden aufregende Natur- und Abenteuerlandschaften während Almen eine Neuinterpretation als Orte der Freiheit und Gemütlichkeit erfuhren (vgl. Kirchengast 2008: 74).

Dass die Almwirtschaft äußerst populär ist, zeigt sich mittlerweile auch darin, dass immer mehr landwirtschaftsfremde Personen dazu bereit sind, gegen Kost und Logis Freiwilligenarbeit auf Berghöfen zu verrichten.

Bauer Simon hatte bereits mehrere freiwillige HelferInnen auf seinem Hof untergebracht und war mit deren Arbeit überwiegend zufrieden. Der größere Reiz für die HelferInnen sei die Arbeit auf der Alm und nicht auf dem Hof, wie Bauer Simon erzählt:

„Bauer Simon: Es ist sicher auch ein Erlebnis für andere, nicht nur Arbeiten. Es ist nicht so, dass sie was weiß Gott wie viel arbeiten müssen. Es ist auch etwas erleben.

I: Ja, sicher. Ist völlig anders als zuhause.

Bauer Simon: Vor allem wenn man auf der Alm ist. Weiter oben ist es ein Erlebnis. Meistens ist die Arbeit so schwer, überhaupt oben hat man wenig Gras. Alleine schafftst du es einfach nicht.“ (Bauer Simon 2010: 1)

In der Freiwilligenarbeit kommt die Wertschätzung der bergbäuerlichen Arbeit sicherlich am deutlichsten zum Vorschein. Für die freiwilligen Helfer sind es Motive wie

„eine solidarische Grundeinstellung, die Neugier, das heutige Leben an den Höfen kennen zu lernen, die körperlich-psychische Herausforderung hart zu arbeiten, die Absicht, Abstand vom eigenen Leben zu gewinnen und die Rückbesinnung auf die eigene Herkunft.“ (Mayr 2007: 6)

Hier mag beinahe der Eindruck entstehen, die Berglandwirtschaft wird zum spirituellen Ort, mögen doch Motive wie „Abstand vom eigenen Leben“ und „Rückbesinnung auf die eigene Herkunft“ eher an Beweggründe für eine Pilgerreise erinnern.

Die öffentliche Wertschätzung findet wiederum Widerhall in der Identität der Bergbauern und Bergbäuerinnen. Sie verstärkt den bäuerlichen Stolz auf die Almen und auf sich selbst, die AlmbewirtschafterInnen (vgl. Kirchengast 2008: 112).

Nicht die Lebensmittelproduktion, sondern die Landschaftspflege, so hat sich gezeigt, wird vom Bergbauern, von der Bergbäuerin als Hauptaufgabe der Berglandwirtschaft gesehen. Gepflegte Landschaft bedeutet für die Bergbauern/Bergbäuerinnen bestätigte Kontinuität. Weil man sich der öffentlichen Wertschätzung gepflegter Almen bewusst ist, werden speziell diese als Rechtfertigungsgrund der Förderungswürdigkeit der Berglandwirtschaft herangezogen. Im folgenden Kapitel versuche ich zu zeigen, warum damit noch nicht gesagt ist, dass sich die Bauern und Bäuerinnen als LandschaftspflegerInnen verstehen.

4.5. Landschaftspfleger oder Bauer?

Die genannten Interviewauszüge zeigen deutlich, dass man in der Landschaftspflege mittlerweile die Hauptfunktion der Berglandwirtschaft sieht. Es liegt daher nahe, Bergbauern und Bergbäuerinnen als LandschaftspflegerInnen zu bezeichnen.

Die Berufsbezeichnung „LandschaftspflegerIn“ wird allerdings mit gemischten Gefühlen betrachtet:

„Bauer Jakob: Nein, das möchte ich nicht sein! Ich möchte nicht Landschaftspfleger sein! Nein, in dem Moment sehe ich aus als wie ein Abhängiger, kein Bauer mehr. Ein Bauer soll selbstständig sein. Kann tun was er will. In dem Moment, dass du Landschaftspfleger bist, dann musst, bist du wie als wenn, nein ich weiß nicht. Der Name gefiele mir nicht. Nein mir nicht!

I: Ja, dass denk ich mir.

Bauer Jakob: Da kommst du dir vor, als ob du ein Angestellter wärst.

I: Ja ja.

Bauer Jakob: Ja! Wenn du Bauer bist, dann heißt es, du bist ein Bauer. Du hast deinen Hof. Du kannst mit deinem Hof tun, was du willst, basta! Aber in dem Moment, in dem du Landschaftspfleger bist, und du hast den Namen Landschaftspfleger, kaum tust du etwas nicht, dann kann dir einer vorhalten: 'Ja halt, du bist kein Landschaftspfleger! Schau was du da für ein Chaos hast'! (lacht)

I: Ja ja.

Bauer Jakob: Aber Bauer bist du ja noch lange! Auch wenn du ein Stück nicht pflegst, deswegen bist du ja lange noch Bauer!“

(Bauer Jakob 2010: 8)

Dieser recht lange, aber wie ich meine sehr aufschlussreiche Interviewauszug verdeutlicht, dass zwischen der Tätigkeit „Landschaftspflege“ und der

Berufsbezeichnung „Landschaftspfleger“ ein bedeutender Unterschied besteht.

Während die Landschaftspflege als Aufgabe durchwegs akzeptiert wird, lehnen einige die Berufsbezeichnung „Landschaftspfleger“ ab. Die Gründe dafür werden klar genannt. Ein Landschaftspfleger sei ein „Abhängiger“, ein „Angestellter“ ein Bauer hingegen „soll selbstständig sein“.

Die Vorstellung der Freiheit und Unabhängigkeit ist also auch heute noch tief im bäuerlichen Denken verwurzelt. Dieses Selbstbild einer freien Tiroler Bauernschaft reicht weit in die Geschichte des Landes zurück. Bereits im 12. Jahrhundert verfügten die Tiroler Bauern und Bäuerinnen über weitgehende Entscheidungsfreiheit auf ihren Höfen, weil die damaligen Grundherren die Besiedelung entlegener Berggebiete mit günstigen Pachtverträgen förderten (vgl. Cole & Wolf 1995: 63).

Im 13. Jahrhundert hatten nun manche Vertreter des niederen Adels und des Klerus von Brixen die Absicht, ihre Macht in Tirol auszubauen. Meinhard II, der Graf von Tirol, unterband dies, indem er der Bauernschaft das Recht zur Selbstverwaltung und ökonomischen Autonomie zusprach und sie damit auf die Seite des Habsburger Reiches brachte. Die Tiroler Bauernschaft war damit, im Gegensatz zu benachbarten Gebieten, von direkten rechtlichen und politischen Eingriffen der Grundherren befreit, wenn auch weiterhin Abgaben zu leisten waren.

Der Trend zur Emanzipation der Tiroler Bauern setzte sich auch in den weiteren Jahrhunderten unter den Habsburgern fort (vgl. Pospisil 1995: 58-60).

Der Gedanke der unabhängigen Bauernschaft ist somit speziell in Tirol ein tief verwurzeltes Charakteristikum.

Aus diesem Freiheitsverständnis heraus wird die Ablehnung gegen Eingriffe und Vorschriften in die bäuerliche Betriebsführung verständlich.

Die Bauern und Bäuerinnen konnten, im Rahmen der naturgegebenen Grenzen, frei über ihre Arbeitsprozesse entscheiden. Nach Bourdieu ist diese Abhängigkeit von der Natur heute zunehmend durch die Abhängigkeit von Subventionen ergänzt bzw. in ihrer Bedeutung für den Fortbestand der Landwirtschaft ersetzt. Mehr als die Abhängigkeit von der Natur verbindet die Bauern nach Bourdieu somit, „der unsichtbare Faden ihrer Abhängigkeit vom Staat, seinen omnipräsenten Vorschriften und seinen ebenso unverzichtbaren wie unsicheren Subventionen miteinander“ (Bourdieu 1998: 459).

Die Natur gibt allerdings nur den Rahmen vor, innerhalb dessen man unabhängig entscheiden und arbeiten kann. Der Staat aber greift mit seinen „omnipräsenten Vorschriften“ und den „unsicheren Subventionen“ direkt in die personelle Freiheit der Bauern und Bäuerinnen ein.

Als spürbare Folge beklagen Bauer Dolorico und Bauer Giuseppe den zunehmenden bürokratischen Aufwand samt Vorschriften als unangemessenen Eingriff in die bäuerliche Selbstständigkeit und Entscheidungsfreiheit:

„Und es wird auch sehr viel verlangt und es sind auch Beschränkungen überall. Das ist auch ärgerlich. Überall so und so viel Gesuche und Bürokratie. Die Bürokratie ist viel zu groß. Sagen wir, die Bürokratie ist für einen kleinen Bauern wie für einen Großbauern und das ist nicht richtig. Weil sagen wir, bis einer nur 10, 20 Stück Vieh hat, soll die Bürokratie viel geringer sein.“ (Bauer Dolorico 2010: 1)

„Weil immer von der EU gesagt wird, oder von zentraler Stelle aus gesagt wird, was du tun darfst oder was nicht angerechnet wird und welche Maßnahmen mit Förderungen bezahlt werden und welche nicht. Also im Grunde ist man komplett ferngesteuert.“ (Bauer Giuseppe 2010: 2)

Die personelle Freiheit, die man als Tiroler Bauer schon Jahrhunderte lang hat, steht in Widerspruch zu staatlichen Eingriffen und dem Beruf eines Landschaftspflegers, der nie mit diesen personellen Freiheiten ausgestattet war. Ein Landschaftspfleger ist im

bäuerlichen Verständnis ein Angestellter und hat damit vorgeschriebene Arbeiten zu erfüllen. Der Umstand, dass die meisten meiner InterviewpartnerInnen durch ihren Hauptberuf mit den Eigenheiten eines unselbständigen Berufs vertraut sind, würde gegen das Festhalten am bäuerlichen Identitätsmerkmal Freiheit sprechen, wie Knöbl et al. bei ihrer Forschung mit österreichischen Bauern und Bäuerinnen feststellen:

„ Mit der Aufnahme einer außerlandwirtschaftlichen hauptberuflichen Tätigkeit vollzieht sich meist auch eine tiefgreifende Bewusstseinsänderung bzw. Neudefinition der eigenen sozialen Rolle und der Gruppenzugehörigkeit. Sowohl in funktionaler, sozialer als auch in zeitlicher Hinsicht werden dabei einerseits neue Verantwortungs- und Aufgabenfelder übernommen, andererseits erfolgt auch eine Eingliederung in hierarchische Machtgefüge z.B. einer Fabrik oder eines Unternehmens und die Aufgabe einer zumindest so empfundenen Unabhängigkeit als selbstständiger Landwirt. Dies impliziert die [sic!] auch eine Veränderung der eigenen Identität bzw. des eigenen Rollenverständnisses.“ (Knöbl et al. 1999: 67)

Von diesem Standpunkt aus betrachtet wäre es also naheliegend, sich als unselbstständige/r LandwirtIn und im weiteren Sinne als unselbstständige/r LandschaftspflegerIn zu verstehen.

Man hält an der Bezeichnung Bauer/Bäuerin fest, sieht aber in der Landschaftspflege die Hauptaufgabe und wird damit praktisch zum Bauern, der die Landschaft pflegt und sich somit nicht von der Ideologie der freien Bauernschaft lösen muss. Die Wiesen zu mähen und damit die Landschaft zu pflegen, bedeutet, das Werk der Vorfahren fortzuführen. Die Landschaft zu pflegen ist seit jeher Teil des bäuerlichen Selbstverständnisses und damit keine widersprüchliche Aufgabe. Selbstständige und unselbstständige Berufsidentität scheinen sich bei meinen InterviewpartnerInnen nicht zu vermischen. Ein Bauer soll, so die Auffassung meiner GesprächspartnerInnen, unabhängig und selbstständig sein, auch wenn die momentanen Gegebenheiten eigentlich für ein unselbständiges Verständnis des bäuerlichen Berufs sprechen.

4.6. Zukünftige Herausforderungen

Im Folgenden will ich der Frage nachgehen, wie die Bauern und Bäuerinnen die zukünftige Entwicklung der Berglandwirtschaft und die ihrer eigenen Höfe einschätzen, wo doch seit nunmehr rund 150 Jahren seitens der Wissenschaft wie auch der

Wirtschaft das baldige Ende der kleinstrukturierten Landwirtschaft prophezeit wurde und wird. Wenn auch außer Zweifel steht, dass die kleinstrukturierte Landwirtschaft zunehmend von agroindustrieller Produktion abgelöst wurde, irrte man doch bei Vorhersagen über die Geschwindigkeit dieses Strukturwandels (vgl. Schermer & Kirchengast 2006: 42).

Bei Prognosen über die zukünftige Entwicklung der Berglandwirtschaft nehmen die Förderungen erneut eine zentrale Position ein.

In ihnen sieht man das wesentliche Kriterium, welches über die Zukunft der Berglandwirtschaft entscheidet.

Vorerst müsse man die nähere Zukunft, genauer das Jahr 2013 abwarten, da in diesem Jahr die Förderungshöhe für die nächste 5-jährige Periode offen gelegt wird:

„Ich, sagen wir so, ich bin eher ein wenig abwartend. Eben, was es da mit den Förderungen auf sich hat. Weil das entscheidet eigentlich die ganze Sache, würde ich sagen. Ansonsten mäht man vielleicht nur mehr wenig. Das nötigste. Und hat ein paar Kühe, weil das ist auch ein Vorteil. Du hast Milch, du kannst Käse machen. Dass man vielleicht weniger Kühe hält, dass man vielleicht nicht mehr alles mäht. Nur was schnell geht und nebenbei machbar ist.“ (Bauer Simon 2010: 6)

Obwohl man nicht annimmt, dass die Förderungen leichtsinnig gestrichen werden, ist man sich unsicher über die zukünftige Entwicklung der Berglandwirtschaft.

Auch die Tendenz, die Landwirtschaft zu Gunsten einer lukrativen Arbeit mehr und mehr zu verkleinern, sieht man zukünftig voranschreiten.

Wird die Belastung durch den außerlandwirtschaftlichen Beruf zu groß, dann kann das den Weiterbestand der Berglandwirtschaft gefährden:

„Weil der Sohn, der ist nebenbei Tischler und geht auf die Arbeit. Und in der Früh hilft er immer im Stall. Abends bin ich immer nur allein, weil er später kommt. Er hat die landwirtschaftliche Schule auch besucht in Dietenheim und er hat schon Interesse. Aber ich muss ehrlich sagen, dass ich sehe, dass es für ihn zu streng wird. Zu streng, auch mit dem guten Willen. Die Politiker sagen: 'Ja, der Bergbauer muss noch einen Nebenerwerb haben.' Sagen sie das einem Arbeiter, dass er noch fünf Stunden arbeiten muss und dafür fast nichts verdient! Das geht nicht.“ (Bauer Dolorico 2010: 1)

Die Meinung von Jungbauer Simon verdeutlicht diese Problematik:

„Wenn man jung ist, hat man vielleicht auch noch die Kraft und macht zwei Arbeiten gleichzeitig. Oder drei. Wenn man älter wird, dann muss man einfach zurückschalten. Entweder es lohnt sich, oder wenn die Förderungen nicht weiter ausbezahlt werden oder

bestehen bleiben, dann seh ich ein Risiko für die ganze Sache. Weil ich sag auch jetzt: Ich lass nicht meine Arbeit liegen und arbeite jetzt auf dem Hof. Wenn das nach 2012 nicht mehr klappt, dann steh ich vielleicht ohne Arbeit da.“ (Bauer Simon 2010: 3)

Diese Aussagen bestätigen Groiers Einschätzung, wonach gerade jüngere BetriebsleiterInnen bzw. potentielle HofübernehmerInnen die Arbeitsüberlastung durch zwei Berufe, besonders im Fall mangelnder Rentabilität des landwirtschaftlichen Betriebs, nicht mehr in dem Maße wie ältere Generationen von Bauern und Bäuerinnen zu dulden bereit sind (vgl. Groier 2004: 126).

Dass der Weiterbestand der Landwirtschaft auch davon abhängt, ob ein Jungbauer eine Frau findet, steht für die InterviewpartnerInnen außer Frage:

„Alles unter einen Hut zu bekommen ist auch nicht so einfach. Es braucht eine tüchtige Frau. Ist auch ein Glück, wenn einer eine Frau bekommt, die ihm beisteht und hilft, denn es gibt viel zu tun. Die Bude muss schon geschmissen werden. Aber so Familienbetriebe lassen sich schon machen.“ (Bauer Giuseppe 2010: 4)

„Es sind auch jetzt schon Junge, die heiraten auf den Hof. Wenn sie eine tüchtige Frau, es hängt alles von der Frau ab! Weil wenn sie Freude hat, wenn beide Freude haben, dann wird das schon weitergemacht.“ (Bauer Elio 2010: 5)

Dazu ist festzuhalten, dass Ledigsein in der Landwirtschaft eine andere Bedeutung als in den meisten anderen Berufen hat. Im Gegensatz zur der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung Richtung Individualisierung und Singularisierung ist das Ledigsein in der Landwirtschaft bzw. in Familienbetrieben weniger selbstbestimmt als unfreiwillig, weil die Ehe der Garant für den bäuerlichen Familienbetrieb ist (vgl. Dirscherl 1997: 103). Ob es nun schwierig sei, zukünftige Bäuerinnen zu finden, ist man geteilter Meinung. Manche sehen darin ein Problem, weil

„wenig Frauen bereit sind, auf einen Hof hin zu gehen um zu arbeiten und keinen Tag frei zu haben. [...] Ich denke es liegt an dem und dass einer den Mist nicht verträgt.“ (Bauer Jakob 2010: 11-12)

In diesem Sinne bedeutet die Heirat eines Bauern, auch wenn der landwirtschaftliche Beruf in meiner Untersuchungsgruppe nicht mehr das zentrale wirtschaftliche Standbein ist, mit der Person gewissermaßen den Beruf zu heiraten (vgl. Dirscherl 1997: 107).

Andere InterviewpartnerInnen sind wiederum der Ansicht, dass es kein Problem darstelle und die Jungbauern es selber in der Hand hätten. Nur genüge es eben nicht, „nur die Türe offen zu lassen. Es kann sein, dass jemand vorbeikommt, aber die Wahrscheinlichkeit ist nicht so groß“ (Bauer Simon 2010: 7-8).

In einzelnen Fällen werden Höfe deshalb aufgegeben, ein entscheidendes Problem der Zukunft sei dies jedoch nicht.

Sorgen bereitet den Bauern und Bäuerinnen der Verkauf von landwirtschaftlichen Flächen und Gebäuden an Nicht-Ortsansässige bzw. Nicht-Bauern. Einige Bauern, wie Bauer Giovanni, haben diesbezüglich bereits negative Erfahrungen gemacht:

„Aber richtig find ich es nicht, weil zum Beispiel da ist ein alter Hof neben uns gewesen. Wir haben damals fest geboten und die einen haben dann über uns geboten und wir haben das nicht gekauft. Dann sind dort Ferienwohnungen gebaut worden. So ist eigentlich ein Hof, ein Kleinhof abgerissen worden. Der hätte schon unter Denkmalschutz, das ist ein Denkmalschutz-Hof gewesen. Weil so an Hof kriegt man ganz selten. Weil da hätten wir zwei Familien im Hof leben können. Zentral eine Stube und noch ein Schlafzimmer rechts und eins links.

Es war interessant. Im unteren Stock waren die Kühe. Rechts das Futterhaus. Und da haben die Italiener, eine Firma hat da fünf Wohnungen gebaut und die dann wieder weiterverkauft. Und die Italiener sind, wenn man grob schätzt, an 15 Tagen im Jahr da. Mehr nicht! (Bauer Giovanni 2007: 12)

Aber nicht erst dann, wenn der bäuerliche Betrieb bereits aufgelassen wurde, sieht man das bäuerliche Eigentum unzureichend geschützt, wie eine Aussage von Bauer Giuseppe verdeutlicht:

„Überall ist man irgendwie eingebunden in das System, also zu sagen hat man schon gar nichts mehr. Und auch der Grund. Wenn sie dir einen Grund enteignen wollen, dann enteignen sie ihn dir. Das ist, von dem ist von Progress oder von Fortschritt keine Spur. Wenn das Fortschritt heißt, dann bin ich nicht der Ansicht. Denn Fortschritt kann teilweise auch Rückschritt oder Regress bedeuten. Was die Bauern anbelangt hundert prozentig!“ (Bauer Giuseppe 2010: 2-3)

Wenn diese Aussage von Bauer Giuseppe auch sehr drastisch ist und Grundstücke wohl nicht ohne weiteres enteignet werden können, ist der Druck von Fremdnutzungen auf landwirtschaftlichen Besitz, etwa aus Siedlungs- oder Fremdenverkehrsinteressen, in der Tat ein zunehmendes Problem (vgl. Groier 2004: 7).

Wie aber haben sich gegenwärtige Probleme und mögliche Herausforderungen der Zukunft auf das bäuerliche Motiv der Hofkontinuität ausgewirkt?

4.7. Die Bedeutung der Hofkontinuität beim Blick in die Zukunft

Die Hofübergabe kann sowohl für die Erblasser als auch für den Erben/die Erbin ein äußerst heikles Ereignis sein. Werner Pevetz meint dazu:

„Die Betriebs- oder Hofübergabe ist ein entscheidendes, unter Umständen krisenhaftes Ereignis im ‚Lebenslauf‘ des bäuerlichen Familienbetriebes. Zwar sind die Weichen für einen Fortbestand oder eine Auflösung des Hofes in aller Regel schon längst vor diesem Ereignis gestellt, doch erst das Ausscheiden der alten Generation aus der Betriebsleiterrolle bedingt ‚die Stunde der Wahrheit‘, in der eventuell familiäre Krisen oder langjährige Versäumnisse in der Sorge um einen Erben sichtbar werden.“ (Pevetz 1983: 75)

Die Hofkontinuität, also der Fortbestand des Hofes, ist ein wesentliches Leitmotiv des bäuerlichen Familienbetriebs und so findet sich auch in den Aussagen meiner InterviewpartnerInnen ein Denken in Generationen:

„Und es ist halt bei diesen Höfen wichtig, dass jede Generation ihre Hausaufgabe macht. Also und das muss ich auch für meinen Sohn, oder schaue ich zu machen, alles dann so zu übergeben, wie ich es bekommen hab. Und logisch geht da viel Saft rein und viel Geld irgendwie. Aber es muss nicht immer eine Gewinnmaximierung sein oder um sofort einen Profit zu sehen. Irgendwie ist es auch ein Lebensauftrag, sehe ich. Denn es geht nur mit dieser Philosophie.“ (Bauer Giuseppe 2010: 5)

Der Hof ist in diesem Verständnis nach wie vor ein „Symbol generationsübergreifender Pflicht und familiärer Kontinuität“ (Fliege 1998: 172).

Auch wenn der Hof im Fall von Bauer Giuseppe ebenso wie bei den meisten anderen Bauern und Bäuerinnen meiner Untersuchungsgegend nicht mehr der, wie Fliege festhält, wirtschaftliche Mittelpunkt der bäuerlichen Existenz ist, so ist er doch noch der soziale (vgl. Fliege 1998: 172).

Der Hofnachfolge wird in allen Fällen eine große Bedeutung eingeräumt.

Dass einige benachbarte Höfe nach der jetzigen Generation aufgegeben werden und es „mit der Berglandwirtschaft zurückgeht“, wird aber von den meisten InterviewpartnerInnen angenommen.

Wenn hingegen die Zukunft des eigenen Hofes zur Sprache kommt, dann halten die meisten Befragten eine Hofaufgabe für unwahrscheinlich. Selbst wenn die Kinder kein Interesse daran zeigen, den Hof zu übernehmen, hofft und glaubt man doch, dass sich die Meinung der Söhne oder Töchter noch ändert:

„Bauer Jakob: Na meine Buben haben halt überhaupt keine Freude damit. Sauber keine!
I: Ja?

Bauer Jakob: (lacht) Nein ehrlich nicht! Nein, die haben wirklich keine Freude damit, mit der Landwirtschaft. Aber die werden es schon weiterführen.“ (Bauer Jakob 2010:3)

Also selbst dann, wenn die zukünftigen Nachfolger eine Hofübernahme explizit ablehnen, zieht man ein mögliches Ende des Hofes noch nicht ernsthaft in Erwägung. Hält man sich die Konsequenzen vor Augen, die das Ablehnen des Erbes haben kann, wird dies nachvollziehbar. Pierre Bourdieu schreibt dazu:

„Wenn der Erbe geht, ist der tödliche Stillstand des landwirtschaftlichen Betriebes besiegelt denn wie wir gesehen haben, liegt dessen Besonderheit darin, dass die biologische Reproduktion der häuslichen Einheit, also der Arbeitskräfte, eine der Bedingungen der Reproduktion des Betriebs ist. Damit ist auf einen Schlag das Urteil über die Hoffnungen eines ganzen Lebens gesprochen und ebenso über denjenigen, der sie in sich getragen hat und nicht umhin kann zu spüren (auch wenn er es sich nicht notwendigerweise eingestehen kann), dass er für seinen eigenen Sohn, sein gesellschaftlich ausgewiesenes anderes Selbst, in den er alles investiert hat, doch kein so offensichtlich in den Untergang führendes Lebensprojekt wünschen kann.“ (Bourdieu 1998: 460)

Ebenso wird verständlich, dass viele Bauern und Bäuerinnen, wenn sie grundsätzlich die Nichtübernahme der Landwirtschaft durch ihre Kinder in Erwägung ziehen, die Klärung der Frage in die Zukunft verschieben und betonen, dass es eine Frage des Alterwerdens ist, bis man die Landwirtschaft zu schätzen wisse. Es sei nur „logisch, so lange einer jung ist. Danach denken sie schon anders“ (Bauer Carlo 2010: 5).

Die Einschätzung der Zukunft der Berglandwirtschaft im Allgemeinen widerspricht hier der Einschätzung der Zukunft des eigenen Hofes.

Darin lässt sich erkennen, dass die Hofkontinuität seitens der Hofübergeber immer noch von großer Bedeutung ist. Darum fällt es ihnen offenbar leichter, den Rückgang der Berglandwirtschaft außerhalb des eigenen Hofes zu prognostizieren.

Wenn auch verständlich, so ist es nicht unproblematisch, dass die Frage der Hofübernahme in die Zukunft verschoben wird. Neben Kosten, die durch Mitversicherung entstehen, kann eine zu späte Hofübergabe dazu führen, dass der/die Hofnachfolger/in die Wartezeit zu einer außerlandwirtschaftlichen Ausbildung nutzt, womit wiederum eine Betriebsaufgabe verbunden sein kann. Zudem kann das lange Warten und das fehlende Mitsprache- und Mitgestaltungsrecht zu Frustration führen, was wiederum eine spätere Übernahme behindern kann (vgl. Groier 2004: 40).

Wer nun als designierte/r Erbin/Erbe in Frage komme, richtet sich meinen InterviewpartnerInnen zufolge mehr nach dem Interesse der Kinder als nach Erbgewohnheiten und Geschlecht. Das sei aber auch früher nicht unüblich gewesen:

„Das ist verschieden. Mein Mann war auch nicht der Älteste. Der, der am besten dafür geeignet ist oder so. Es kann ruhig auch eine Tochter sein. Weil bei mir zu Hause hat auch der Jüngste den Hof geerbt. Von acht Kindern. Es ist nicht immer der Älteste. Ich weiß das in Wengen von einer Bekannten, da hat die Tochter geerbt. Weil der Sohn hat eine andere Bauerntochter geheiratet und dann hat die Tochter den Hof. Das ist nicht mehr so, wie es früher gewesen ist, dass der Älteste den Hof geerbt hat. Nein, überhaupt nicht.“ (Bäuerin Rosa 2010: 9)

Dass das Geschlecht des Erben dennoch nicht ohne Belang ist, wird in mehreren meiner Gespräche deutlich.

So lässt sich in den Aussagen von Bauer Carlo und Bauer Giuseppe ein patrilineares Erbverständnis erkennen. Beide sehen in ihrem Sohn den Hoferben, auch wenn dies nicht in meiner Fragestellung formuliert war.

Bauer Carlo meint dazu:

„I: Okay. Und wird von den Kindern wer den Hof übernehmen?

Bauer Carlo: Ja, das ist sicher der Sohn. Ist ja nur einer, zwei sind Mädchen. Ja, ja, der übernimmt schon den Hof. Hoff ich schon! Der ist noch jung, 15 Jahre.“ (Bauer Carlo 2010: 1)

Die Ursache dafür, warum sie ihren Sohn als Hoferben wählen, ist wohl die Weiterführung einer patrilinearen Erbfolge, die sie selbst zum Hofbesitzer gemacht hat:

„Wie ich noch studieren gegangen bin, haben da die Leute fast alle ein bisschen die Nase gerümpft. Weil ich der einzige Nachkomme, also männliche Stammhalter sozusagen war. Und es war fast logisch, dass ich den Hof weitergeführt hätte. Aber das war eigentlich die Weitsicht von meinem Vater, weil er gesagt hat: 'Den Hof kannst du immer noch machen, der läuft dir nicht davon.'“ (Bauer Giuseppe 2010: 6)

Wenn Bauer Giuseppe auch nicht direkt von der Pflicht spricht, den Hof weiterzuführen so wurde es doch als „logisch“ angesehen und damit als Selbstverständlichkeit verstanden. In der Aussage von Bauer Giuseppe wird darüber hinaus deutlich, dass der Hof kein abgeschirmter, privater Ort der Bauernfamilie ist. Im Sinne von Cole und Wolf wurde Bauer Giuseppe mit der Hofübernahme die häusliche Autorität übergeben und seine Handlungen fanden in der Öffentlichkeit Widerhall. Das zeigt sich darin, dass „die Leute“, also die Dorfgemeinschaft, „ein bisschen die Nase gerümpft [haben, Anm.d.Verf.]“, als er das Dorf verließ um zu studieren und damit die Schlussfolgerung zuließ, dass er den Hof nicht weiterführen wird. Meine Untersuchungsregion entspricht damit einer politisierten Gesellschaft, deren kleinste Einheit der Hof ist (vgl. Cole & Wolf 1995: 339-340), welchen wiederum der Bauer nach außen hin vertritt.

Bauer Carlo indessen spricht direkt seine Abneigung gegen die Hofübernahme aus:

„Weil ich habe auch, als ich die Mittelschule gemacht habe, da wollte ich Tischler lernen. Dann hat der Vater gesagt, weil ich war auch der einzige Bub und 3 Schwestern: ‚Nein, du musst da bleiben, wir haben den Hof!‘ Ich hatte keine Freude am Hof. Dann hab ich nur so gearbeitet, immer mit dem Holz. Das war meine Freude. Habe ich immer geschnitzt und gedrechselt, viel gemacht. Nein, nein, es ist schon gegangen.“ (Bauer Carlo 2010:5)

Sobald ich nachgefragt habe, ob das Geschlecht der Kinder eine Rolle bei der Übergabe spielt, wurde dies aber verneint.

Es ist also grundsätzlich Söhnen wie Töchtern möglich, den Hof zu erben.

Die Aussage von Bauer Carlo veranschaulicht, dass es sich bei der Hofnachfolge früher nicht immer um einen freiwilligen Schritt gehandelt hat.

Selbst wenn die Hoffnungen auf Hofnachfolge auch heute noch groß sind, räumt man den Nachfolgern nun überwiegend Entscheidungsfreiheit ein:

„Weil sonst die Jungen, wenn sie sehen, dass sie nichts verdienen, dann werden sie sicher nicht weiterführen. Jetzt, wir sind schon 50, mein Mann ist fast 60 Jahre alt, man kann es nicht mehr ändern. Aber mein Sohn, der lernt Tischler. Wenn die Wirtschaft gut geht, dann kann er sagen: „Ich verdiene als Tischler mehr wie als Bauer. Da muss ich den ganzen Sommer hoch, ob die Sonne scheint oder ob es regnet und beim Tischler machen nicht.“ (Bäuerin Rosa 2010: 4)

Die Sicht von Bauer Francesco, der es zumindest in Erwägung zieht, den Hof nicht weiterzuführen, bestätigt diese Einschätzung:

„I: Was glauben sie, wie geht es der Berglandwirtschaft im Gadertal?

IP: Gehen...es geht schon gut, aber es ist halt das Problem, dass man zu wenig verdient. Deswegen habe ich eine andere Arbeit, bin Tischler, selbständig, als Nebenberuf. Und jetzt ist noch mein Vater da, der in den Stall geht und danach muss ich schauen, ob ich es weiter mach oder ob ich es lass. Das hängt auch davon ab, wie es mit den Beiträgen, den Förderungen weitergeht, ob man nach 2013 noch mehr kriegt oder weniger oder sogar nichts. Das weiß man noch nicht. Und es sind halt die Maschinen, die kosten auch einen Haufen Geld um sie zu kaufen. Das ist das nächste Problem.“ (Bauer 2 2010: 1)

Eine gewisse Zerrissenheit zwischen der Verpflichtung den Hof weiterzuführen und den ökonomischen Vorzügen des Nebenberufs scheint allemal gegeben zu sein. Hinzu kommt das Gefühl der Unsicherheit, welches durch die Förderungen entsteht.

Aufgrund der geänderten wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und den entstandenen Erwerbsmöglichkeiten haben die Erben größere Entscheidungsfreiheit, oder wie Planck dazu festhält:

„Der Hof braucht den Erben mehr, um erhalten zu bleiben, als der Erbe den Hof, um eine Existenz gründen zu können.“ (Planck in Schallberger 1996: 29)

Für die Schaffung von Nebenerwerbsmöglichkeiten war letztlich die Politik verantwortlich. In Zeiten mangelnder außerlandwirtschaftlicher Erwerbsmöglichkeiten war das Erben eines Hofes ein Privileg und daher von den potentiellen Erben umstritten, wodurch festgelegt werden musste, wer als erster Anrecht auf das Erbe hat. Nun sind die Erwerbsmöglichkeiten außerhalb der Landwirtschaft besser als auf dem Hof:

„Although alternatives to farming as a way of life waxed and waned over the years, they never rose to a level where they challenged the advantages afforded by control of an agricultural holding. Finally, near the end of the 20th century, the transformation of the political economy in which these communities are embedded has both transformed

agricultural practice and relegated it to a less central economic role. Concomitantly, social dynamics have been transformed [...].” (Cole 2003: 273)

Hier zeigt sich das Wechselverhältnis, in welchem Politik und Landwirtschaft in Südtirol stehen: Erst die Höfe, als kleinste Bausteine einer politischen Gesellschaft, haben Südtirols Autonomiebestrebungen samt eigenständiger Politik ermöglicht (vgl. Kap. 3.3.3). Die Politik wiederum hat mit der Schaffung von Nebenerwerbsmöglichkeiten die Praxis der Landwirtschaft verändert. Weil die Verdienstmöglichkeiten in außerlandwirtschaftlichen Berufen meist besser sind, ist die Hofübernahme keine Selbstverständlichkeit mehr.

Eine gewisse Relativierung der Bedeutung der Hofübernahme äußert sich bei meinen GesprächspartnerInnen darin, dass die Hofübergeber die Freiwilligkeit der Übernahme betonen. Weil nicht selten gerade der Zwang, den Hof zu übernehmen, in einer späteren Betriebsaufgabe resultiert, ist dies eine durchaus nützliche Reaktion auf die geänderten Umstände (vgl. Groier 2004: 39).

Gerade auf Seiten der Hofübergeber will man aber bei aller Betonung der Freiwilligkeit nicht an die Möglichkeit denken, dass der Hof von der nächsten Generation nicht übernommen wird. Auf Seiten der Hofübernehmer rücken wiederum ökonomische Gründe bei der Entscheidung über die Hofübernahme in den Vordergrund.

Den Hof nicht zu übernehmen kann für die vorgesehenen Übernehmer eine schwerwiegende und belastende Entscheidung sein, welche häufig von Schuld- und Schamgefühlen begleitet wird und damit eine erhebliche psychische Belastung darstellen kann (vgl. Groier 2004: 12).

Wenn man die Weiterführung des Hofes vom Aspekt der Wirtschaftlichkeit abhängig macht, dann deutet das, so Burger-Scheidlin, auf einen Wandel im bäuerlichen Berufsverständnis hin.

Demnach vollzieht sich ein Wandel von der „Berufung“ zum „Beruf“, womit das Thema Hofaufgabe von den potentiellen Hofübernehmern enttabuisiert wird (vgl. Burger-Scheidlin 2002: 117-118) und damit die psychische Belastung einer etwaigen Aufgabe weniger schwer empfunden wird.

Man sieht sich also in Zukunft mit einigen Problemen konfrontiert, Resignation macht sich deshalb aber nicht breit. Auch in der Vergangenheit musste sich die

Berglandwirtschaft an wandelnde Umstände anpassen. Urlaub auf dem Bauernhof birgt noch ungenutztes Potential und kann zum Erhalt der Berglandwirtschaft beitragen:

„Und ich bin auch ein Befürworter dieser zweiten Säule. Also Landwirtschaft, oder dass man diese Synergien irgendwie ausschöpft, Landwirtschaft und sanfter Tourismus, ist sicher interessant. Die Entwicklung muss auch weitergehen, denn wenn wir hier im Gadertal keinen Tourismus hätten, dann wäre es wirklich schlimm. Denn der Tourismus ist doch die Haupterwerbsquelle der meisten Bewohner hier. Tourismus und Handwerk ist sowieso eine Verzahnung.

Und mit der Landwirtschaft wäre sicher auch noch Potential hier und ich befürworte, dass man diese Schiene fährt.“ (Bauer Giuseppe 2010: 3)

Auch Jungbauer Simon, heute noch kein Anbieter von „Urlaub auf dem Bauernhof“ sieht darin eine mögliche Chance für die Zukunft:

„Chance ist es sicher. Und ich glaube, wenn man sich da auch hineinsteigert und auch das Beste eben draus macht und sich vielleicht auch wirklich weiterbildet und schaut, dass es den Gästen, die hier vielleicht vorbeikommen, auch super finden und gerne wiederkommen, dann hab ich sicher eine Chance. Du kannst es nicht nur nebenbei machen und hoffen, dass die Leute kommen und alles gut ist. Du musst schon die ganze Sache pflegen. Es hängt davon ab, was man draus macht. Aber wenn man Zeit hat und viel investiert, dann kommt auch was raus. Wenn man nur so nebenbei macht und denkt, es geht schon. Das muss schon gepflegt werden.“ (Bauer Simon 2010: 4)

Die Bergbauern/Bergbäuerinnen haben im 20. Jahrhundert mehrmals bewiesen, dass sie sich an geänderte Rahmenbedingungen und Anforderungen anpassen und weiterwirtschaften können. Dies wird auch zukünftig nötig sein. „Urlaub auf dem Bauernhof“ ist eben eine Möglichkeit dieser Anpassung. Berglandwirtschaft mag äußerlich einen musealen und konservativen Charakter besitzen, dass sie heute noch existiert, ist aber vielmehr Resultat und Zeichen ihrer Anpassungsfähigkeit und Dynamik. In diesem Sinne kann und muss sich jede Generation von Bergbauern/Bergbäuerinnen von neuem an die gegebenen Umstände anpassen, denn „die Jungen müssen anders leben als die Alten“ (Bauer Elio 2010: 5).

5. Fazit

Berglandwirtschaft hat sich im 20. Jahrhundert stark verändert. Neue Erwerbsmöglichkeiten, vor allem im Tourismus, führten zu einem steten Rückgang an landwirtschaftlichen Erwerbstätigen. Die Subsistenzwirtschaft fand ihr Ende, man orientierte sich Richtung Marktproduktion. Der Markt wurde liberalisiert und man war aufgrund der natürlichen Erschwernisse und höherer Produktionskosten nicht konkurrenzfähig. Ein ausreichendes Einkommen konnte so nicht gesichert werden und man ging verstärkt den Weg der Erwerbskombination. Erst die Mechanisierung der Berglandwirtschaft hatte dies ermöglicht, weil sie die landwirtschaftlichen Arbeitsschritte wesentlich beschleunigte. Für die Bauernfamilien verlor die Landwirtschaft mehr und mehr an wirtschaftlicher Bedeutung. Sie stellt allerdings die Grundlage für Südtirols Tourismus, die Kulturlandschaft, bereit und ist damit für die restliche Bevölkerung des Landes von erheblicher wirtschaftlicher Bedeutung. Auch deshalb begann die Politik die Berglandwirtschaft finanziell zu unterstützen, um eine zunehmende Betriebsaufgabe zu stoppen. Neben anderen Funktionen wird seither vorrangig die Landschaftspflegefunktion gefördert. Praktisch bzw. ökonomisch gesehen wurden die Bergbauern und Bergbäuerinnen zu LandschaftstspflegerInnen. Ihr (landwirtschaftliches) Einkommen besteht zu einem großen Teil aus den Förderungen für die Landschaftspflege. Eine gepflegte Landschaft entstand ursprünglich als Nebenprodukt der Lebensmittelproduktion. Weil sie aber die sichtbare Bestätigung generationsübergreifender Arbeit war und ist, hatte sie nie nur den Status einer Begleiterscheinung. Wenn die Landschaftspflege nun auch als Hauptaufgabe der gegenwärtigen Berglandwirtschaft akzeptiert wird, so lehnen die Bauern/Bäuerinnen die Bezeichnung LandschaftspflegerIn dennoch ab. Hier zeigt sich, dass zentrale Werte der bäuerlichen Familienwirtschaft, in diesem Fall die Vorstellung einer freien Bauernschaft, immer noch wirksam sein können, auch wenn sich die Berglandwirtschaft und deren Rahmenbedingungen in vielfacher Hinsicht geändert haben. Die Tiroler Bauernschaft war seit Jahrhunderten mit weitgehender Autonomie ausgestattet. Landschaftspfleger waren und sind dies als Angestellte nicht. Die Ideologie der freien Bauernschaft scheint trotz der Tatsache, dass die meisten Bergbauern und Bäuerinnen durch ihren außerlandwirtschaftlichen Beruf mit der Arbeit als Angestellte/r vertraut

sind, immer noch Bedeutung zu haben. Kommt man nach der außerlandwirtschaftlichen Arbeit auf den eigenen Hof, ist man Bauer/Bäuerin, der/die Entscheidungen am Hof unabhängig trifft. Als unverhältnismäßig empfundener bürokratischer Aufwand samt den an die Förderungen gebundenen Bewirtschaftungsvorschriften, wird aus dieser Überzeugung heraus kritisiert, wenn auch nicht dogmatisch abgelehnt, weil man sich zu einem gewissen Grad damit arrangieren müsse.

Für die Bergbauern/Bergbäuerinnen ist Landschaftspflege also keine Nebenerscheinung mehr, sondern die zentrale Funktion ihrer Arbeit. Hier scheint sich Burger-Scheidlins Prognose, wonach sich die Landschaftspflege als eine externe, außerhalb der Landwirtschaft erdachte Definitionsgröße zukünftig mehr im Bewusstsein der Bergbauern und –bäuerinnen verankern werde, bewahrheitet zu haben. Die bäuerliche Unabhängigkeit wird als bedeutender Vorzug der Arbeit gesehen. In Anbetracht der negativen Seiten des bergbäuerlichen Berufs, allen voran der finanziellen Situation, könnte der Verlust dieses Vorzugs eine Betriebsaufgabe zumindest näher zu legen. Es wäre allerdings zu kurz gegriffen, die Frage nach Betriebsaufgabe oder Weiterführung einzig und allein daran festzumachen. Besonders das bäuerliche Motiv der Hofkontinuität, ein weiteres Charakteristikum der bäuerlichen Familienwirtschaft, bestimmt noch immer das Handeln auf Seiten der vorgesehenen Hofübernehmer und der Hofübergeber mit. Einerseits festigt dieser Leitgedanke den Hof gegenüber rein ökonomischem Kalkül, weil der Hof auch dann weitergeführt wird, wenn er nicht gewinnbringend ist. Andererseits bestätigt sich in meiner Untersuchung, dass die Auffassung, der Hof müsse weitergeführt werden, eine erhebliche Belastung für die Beteiligten bedeuten kann. Die vorhergesehenen Hofübernehmer rücken ökonomische Überlegungen in den Vordergrund und verringern damit die Fallhöhe bei etwaiger Betriebsaufgabe. Es fällt eben leichter, sich vom Wirtschaftssystem Hof zu trennen, als das familiäre, kulturelle, soziale und generationsübergreifende System Hof aufzugeben. Das Motiv der Hofkontinuität verliert also auf Seiten der Hofübernehmer an Verbindlichkeit, wirkungslos ist es deshalb aber nicht. Sie nehmen durchaus in Kauf, weiterzuwirtschaften, auch wenn es kaum wirtschaftlichen Erfolg bringt, weil auch sie sich durch ihre landwirtschaftliche Sozialisation an den Hof gebunden fühlen. Sie sind allerdings nicht mehr in dem Ausmaß bereit, einen unrentablen Betrieb zu führen, wie es die ältere Generation an Bauern und Bäuerinnen ist, die wenn nötig sogar eine

Verschuldung in Kauf nehmen, um den Hof zu erhalten. Seitens der Hofübergeber wird im Wissen, dass der Hof den Erben heute mehr braucht als der Erbe den Hof, die Freiwilligkeit der Hofübernahme betont. Die Auswahl des Nachfolgers/der Nachfolgerin richtet sich daher nicht mehr streng nach Erbgregeln sondern nach dem Interesse der potentiellen Nachfolger. Diese Reaktion ist insofern sinnvoll, als dass die erzwungene Übernahme ein wesentlicher Grund für eine spätere Aufgabe ist. Bei aller Betonung der Freiwilligkeit fällt es gerade den Hofübergebern schwer, den Gedanken, dass ihr Hof von der nächsten Generation nicht weitergeführt wird, ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Hofkontinuität ist für sie nach wie vor ein Leitgedanke. Ist keine Nachfolge in Sicht, verliert die bäuerliche Arbeit erheblich an Sinn.

Anstelle der aus agrarpolitischer Sicht überholten Forderung nach „gerechten“ Produktpreisen rückt die „zeitgemäße“ Forderung nach einem gerechten Preis für die Landschaftspflege. Als Rechtfertigung verweisen die Bauern und Bäuerinnen auf den Tourismus und dessen gesamtgesellschaftliche Bedeutung. Demnach lebt die Bevölkerung der Region zwar mehr von der Landschaft als von den Lebensmitteln, die sie produziert, sie lebt aber letztlich immer noch von den Bauern, oder, wie Hovorka es formuliert: „Mit der Berglandwirtschaft steht und fällt die Lebensqualität der außerlandwirtschaftlichen Bevölkerung und der TouristInnen in den Berggebieten.“ (Hovorka 2010: 10)

Wenn die Förderung der Berglandwirtschaft auch gerechtfertigt ist, so ist sie nicht unproblematisch. Teilweise wird die Höhe der Förderungen als nicht ausreichend empfunden. Zudem führen die Förderungen gewissermaßen zu einem Arbeiten auf Zeit. Anstelle des natürlichen Jahreszyklus, der die Produktion der Bauern seit jeher bestimmte, gewinnt der 5-Jahreszyklus der Subventionsvergabe an Bedeutung. Anstelle „gerechter Preise“ fordert man „gerechte Förderungen“. In meinen Interviews äußert sich das im gespannten bis nervösen Blick auf das Jahr 2013, in dem die Förderungshöhe für die folgenden 5 Jahre offen gelegt wird.

Vom baldigen Ende der Berglandwirtschaft kann man deshalb noch nicht sprechen, allein weil es nicht nur ökonomische Gründe sind, die eine/n an den Hof binden.

Auch in Zukunft wird entscheidend sein, ob die Bauern und Bäuerinnen die Gratwanderung zwischen Tourismus und Landwirtschaft bewältigen, oder ob eine der beiden Sparten Überhand gewinnt und damit das Zusammenspiel gefährdet. Die in den

Interviews angesprochenen Vergleiche mit ehemaligen Bauerndörfern wie Corvara zeigen, dass in der Regel der Tourismus die Überhand gewinnt. Fraglich bleibt auch, ob die Belastung, die durch die Notwendigkeit des Nebenerwerbs entsteht, früher oder später zu einer fortschreitenden Betriebsaufgabe führt. Bei den möglichen Hofübernehmern rücken ökonomische Gründe bei der Frage der Weiterbewirtschaftung bereits in den Vordergrund und deuten damit an, dass eine Betriebsaufgabe zumindest nicht kategorisch ausgeschlossen wird. Die Politik hat letztlich mit der Schaffung von Nebenerwerbsmöglichkeiten dafür gesorgt, dass die Notwendigkeit zu übernehmen auf Seiten von Erblässern und Erben an ökonomischer und sozialer Notwendigkeit verloren hat.

Wird also die Verdienstmöglichkeit in der Landwirtschaft ebenso wie die bäuerliche Autonomie geringer, während die Belastung durch den Nebenerwerb steigt, dann scheint eine Betriebsaufgabe zumindest wahrscheinlicher, weil sie kein absolutes Tabu mehr ist. Berglandwirtschaft genießt in der Öffentlichkeit eine äußerst hohe Wertschätzung. Durch Tourismus im Sinne von Urlaub auf dem Bauernhof wird die öffentliche Wertschätzung direkt zu den Bergbauern und Bergbäuerinnen gebracht. Selbiges gilt wohl noch deutlicher für freiwillige Arbeitseinsätze auf den Bergbauernhöfen. Beides sind funktionierende Beispiele dafür, wie sich Bergbauern/Bergbäuerinnen heute an veränderte Rahmenbedingungen anpassen. Die Berglandwirtschaft ist heute mehr Wirtschafts- als Lebensform. Nichts desto trotz lassen sich (noch) Wertvorstellungen erkennen, die aus der Zeit stammen, als Berglandwirtschaft eine Lebensform war. Dazu zählt die Vorstellung einer freien, autonomen Bauernschaft ebenso wie die Idee des Hofes als generationsübergreifendes Zentrum der bäuerlichen Familie.

6. Literaturverzeichnis

Autonome Provinz Bozen- Südtirol. Landesinstitut für Statistik (2010): „Südtirol in Zahlen“ Bozen: Astat

Autonome Provinz Bozen- Südtirol. Landesinstitut für Statistik (2001): „14 Allgemeine Volkszählung- Band 4: Bewohnte Ortschaften“ Bozen: Astat

Autonome Provinz Bozen- Südtirol. Landesinstitut für Statistik (2000): „5 Landwirtschaftszählung“ Bozen: Astat

Autonome Provinz Bozen- Südtirol. Abteilung Landwirtschaft (o.J.): „Erschwernispunkte in der Berglandwirtschaft“ Bozen: Astat

Asche, Roswitha/Mischì Giovanni/Asche, Günther/Schulze, Ernst-Detlef (2007): „Larjëi- 1000 Jahre Bewirtschaftung der Lärche im Campitall, Südtirol“ St.Martin in Thurn: Uniun Ladins Val Badia

Bätzing, Werner (1991): „Die Alpen: Entstehung und Gefährdung einer europäischen Kulturlandschaft“ München: Beck

Bätzing, Werner (2003): „Die Alpen: Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft“ München: Beck

Baumgartner, Christian (2002): „Best Practice-Modelle in den Alpen. Von Abkürzungen, Irrwegen und Labyrinthen“ in: „Der Alpentourismus: Entwicklungspotentiale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie“ Luger, Kurt/Rest, Franz (Hg.) Innsbruck: Studien Verlag, 321-336

Baur, Priska/Pezzatti, Marco-G./Rieder, Peter/Schluep, Isabelle (1999): „Langfristige Entwicklung der Agrarstrukturen in Südtirol“ Bozen: Europäische Akademie Bozen

Bourdieu, Pierre (1999): „Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft“ Frankfurt am Main: Suhrkamp

Bourdieu, Pierre (1998): „Ein verlorenes Leben“ in: „Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft“ Bourdieu et. al (Hg.) Konstanz: Universitäts- Verlag Konstanz, 457-470

Burger-Scheidlin, Hemma (2002): „Kultur-Landschafts(s)-Pfleger: Selbstverständnis, Image und Identität der österreichischen Bergbauern“ Diplomarbeit, Universität Wien

Cole, John (2003): „The Last Becomes First: The Rise of Ultimogeniture in Contemporary South Tyrol“ in: „Distinct Inheritances- Property, Family and Community in a Changing Europe“ Grandits, Hannes/Heady, Patrick (Hg.) Münster: Lit Verlag, 263-274

Cole, John/Wolf, Eric (1995): „Die unsichtbare Grenze- Ethnizität und Ökologie in einem Alpental“ Wien [u.a]: Folio Verlag

Conference on Environment and Development (1992): „Agenda 21, Rio Declaration, forest principles“ New York: United Nations

Dirscherl, Clemens (1997): „Ohne Frau ist´s aus´ - Ehelosigkeit und bäuerliche Familienwirtschaft. Fallstudien zur Lebenssituation lediger Landwirte im Hohenloher Land“ in: „Land- und Agrarsoziologisches Symposium“ Kutsch, Thomas (Hg.) Röttgen-Bonn: Verlag M. Wehle, 103-120

Durnwalder, Luis (2006): „Gedanken zur Multifunktionalität der Landwirtschaft im Alpenraum“ Online- Fachzeitung des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft
<http://www.laendlicher-raum.at/article/archive/10454> (20.05.2011)

Flick, Uwe (2007): „Qualitative Sozialforschung: eine Einführung“ Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Fliege, Thomas (1998): „Bauernfamilien zwischen Tradition und Moderne: eine Ethnographie bäuerlicher Lebensstile“ Frankfurt am Main: Campus Verlag

Groier, Michael (2004): „Wachsen und Weichen: Rahmenbedingungen, Motivationen und Konsequenzen von Betriebsaufgaben in der österreichischen Landwirtschaft“ Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Forschungsbericht Nr. 51

Hovorka, Gerhard (1994): „Die Bergbauern in der österreichischen Landwirtschaft- Entwicklung, Einkommen und Direktförderungen“ Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Facts and Features Nr.13

Hovorka, Gerhard/Wiesinger, Georg (1993): „Die Nebenerwerbslandwirtschaft: Bedeutung in Österreich“ Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Facts and Features Nr. 7

Hovorka, Gerhard (2011): „Die Reform der Agrarpolitik der EU aus Sicht der Berggebiete“ Online- Fachzeitschrift des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft
<http://www.laendlicher-raum.at/article/articleview/86199/1/10402> (23.04.2011)

Kearney, Michael (1996): „Reconceptualizing the Peasantary- Anthropology in Global Perspective“ Boulder, Oxford: Westview

Khera Sigrid (1972): „An Austrian Peasant Village under Rural Industrialization“ in „Cross-Cultural Research“, 7 (1), Society for Cross-Cultural Research (Hg.), 29-36

Kirchengast, Christoph (2008): „Über Almen: Zwischen Agrikultur und Trashkultur“ Innsbruck: innsbruck university press

Knöbl, Ignaz/Kogler, Michael/Wiesinger, Georg (1999): „Landwirtschaft zwischen Tradition und Moderne: Über den Struktur- und Wertewandel in der österreichischen Landwirtschaft“ Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen, Forschungsbericht Nr. 42

Langthaler, Ernst (2010): „Landwirtschaft vor und in der Globalisierung“ in: „Globalgeschichte 1800-2010“ Sieder, Reinhard/Langthaler, Ernst (Hg.) Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 135-169

Leidlmaier, Adolf (1958): „Bevölkerung und Wirtschaft in Südtirol“ Tiroler Wirtschaftsstudien, Bd. 6. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner

Leidlmaier, Adolf (1965): „Bevölkerung und Wirtschaft seit 1945“ in: „Südtirol- Eine Frage des europäischen Gewissens“ Huter, Franz (Hg.) Wien: Verlag für Geschichte und Politik, 560-580

Leitner, Alois (1967): „Die Landwirtschaft in der modernen Wirtschaftsstruktur – Wandel des Sozialgefüges“ in: „Südtirol im Wandel- Zur Problematik des Übergangs von der Agrar- zur Industriegesellschaft“ Gamper, Hans/Südtiroler Hochschülerschaft (Hg.) Bozen: Selbstverlag, 2-5

Leonardi, Andrea (2009): „1809-2009: Südtiroler Landwirtschaft zwischen Tradition und Innovation“ Bozen: Athesia

Luger, Kurt/Rest, Franz: „Der Alpentourismus: Konturen einer kulturell konstruierten Sehnsuchtslandschaft“ in: „Der Alpentourismus: Entwicklungspotentiale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie“ Luger, Kurt/Rest, Franz (Hg.) Innsbruck: Studien Verlag, 11-46

Mayr, Hanno (2007): „Freiwillige Arbeitseinsätze in Südtirols Landwirtschaft- Erfahrungen und Eindrücke von Freiwilligen und Bauersleuten“ Online- Fachzeitschrift des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft <http://www.laendlicher-raum.at/article/archive/18443> (15.05.2011)

Mayring, Philipp (2003): „Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken“ Weinheim und Basel: Beltz Verlag

Mayring, Philipp (2005): „Neuere Entwicklungen in den qualitativen Forschung und der qualitativen Inhaltsanalyse“ in: „Die Praxis der qualitativen Inhaltsanalyse“ Mayring, Philipp/Gläser-Zikuda, Michaela (Hg.) Weinheim und Basel: Beltz Verlag, 7-19

Moroder, Egon (1987): „Identität und Identitätsprobleme der Ladinier Südtirols“ Dissertation, Universität Innsbruck

Netting, Robert (1981): „Balancing on an Alp- ecological change and continuity in a Swiss mountain community“ Cambridge/New York: Cambridge University Press

OECD (2001): „Multifunktionalität- Auf dem Weg zu einem analytischen Rahmen“ Paris: OECD Publications Service

Perathoner, Christoph (2005): „Der Schutz der ladinischen Minderheit in Südtirol“ in „Die Ladinern- Eine Minderheit in der Minderheit“ Hilpold, Peter/Perathoner, Christoph (Hg.) Wien [u.a.]: Athesia Verlagsanstalt [u.a.], 31-84

Pevetz, Werner (1983): „Lebensverhältnisse von Altbauern und Altbäuerinnen“ Wien: Schriftenreihe der Bundesanstalt für Agrarwirtschaft Nr. 39

Pohl, Berthold (1996): „Die Landwirtschaft im Südtiroler Alpenraum“ in: „Landwirtschaft im Alpenraum- unverzichtbar aber zukunftslos?“ Bätzing, Werner (Hg.); Europäische Akademie Bozen, Fachbereich „Alpine Umwelt“ Berlin, Wien [u.a.]: Blackwell Wissenschaftsverlag, 57-71

Pospisil, Leopold (1995): „Oberberg: A Quantitative Analysis of a Tyrolean Peasant Economy“ New Haven: CAAS

Priebe, Hermann (1985): „Die subventionierte Unvernunft: Landwirtschaft und Naturhaushalt“ Berlin: Siedler Verlag

Redfield, Robert (1956): „Peasant Society and Culture- An Anthropological Approach to Civilization“ Chicago: University of Chicago Press

Rohrer, Josef/Rösch, Paul (2002): „Alpine Erinnerungswelten“ in: „Der Alpentourismus: Entwicklungspotentiale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie“ Luger, Kurt/Rest, Franz (Hg.) Innsbruck: Studien Verlag, 105-126

Rother-Hohenstein, Bärbel (1973): „Bevölkerung und Wirtschaft im Gadertal (Dolomiten)“ in: „Frankfurter Wirtschafts- und Sozialgeographische Schriften“ Lutz W./ Matznetter J./Vorlauffer K. (Hg.) Frankfurt: Selbstverlag des Seminars für Wirtschaftsgeographie der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt/Main

Sandner, Heinz (1972): „Die Mechanisierung der Südtiroler Landwirtschaft“ Beiträge zur alpenländischen Wirtschafts- und Sozialforschung, Folge 135. Innsbruck: Forschungsinstitut für Alpenländische Land- und Forstwirtschaft der Universität Innsbruck

Schallberger, Peter (1996): „Subsistenz und Markt: Bäuerliche Positionierungsleistungen und veränderten Handlungsbedingungen“ Bern: Institut für Soziologie

Schermer, Markus/Kirchengast, Christoph (2006): „Perspektiven für die Berglandwirtschaft“ in: „Die Alpen im Jahr 2020“ Psenner, Roland/Lackner, Reinhard (Hg.) Innsbruck: University press, 41-55.

Schlehe, Judith (2003): „Formen qualitativer ethnografischer Interviews“ in: „Methoden und Techniken der Feldforschung“ Beer, Bettina (Hg.) Berlin: Reimer Verlag, 71-93

Seiser, Gertraud (2009): „Neuer Wein in alten Schläuchen? Aktuelle Trends in der ökonomischen Anthropologie“ in: „Historische Anthropologie“, Heft 2/09, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 157-177

Siegrist, Dominik (2002): „Das Tourismusprotokoll der Alpenkonvention. Zugpferd für eine integrative Tourismusentwicklung im Alpenraum“ in: „Der Alpentourismus: Entwicklungspotentiale im Spannungsfeld von Kultur, Ökonomie und Ökologie“ Luger, Kurt/Rest, Franz (Hg.) Innsbruck: Studien Verlag, 337-356

Sökefeld, Martin (2003): „Strukturierte Interviews und Fragebögen“ in: „Methoden und Techniken der Feldforschung“ Beer, Bettina (Hg.) Berlin: Reimer Verlag, 95-118

Spittler, Gerd (1987): „Tschajanow und die Theorie der Familienwirtschaft“ in: „Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft- Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau“ Tschajanow, Alexander Frankfurt/New York: Campus Verlag

Südtiroler Bauernjugend (2008): „Südtirols Land- und Forstwirtschaft im Überblick“ <http://www.sbb.it/de/medien-und-oeffentlichkeitsarbeit/publikationen.asp> (15.03.2011)

Tasser, Erich/ Tappeiner, Ulrike/ Cernusca, Alexander (2001): „Südtirols Almen im Wandel- Ökologische Folgen von Landnutzungsänderungen“ Bozen: Europäische Akademie Bozen

Tschajanow, Alexander (1987): „Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft- Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau“ Frankfurt/New York: Campus Verlag

Viazzo, Pier Paolo (1989): „Upland communities- Environment, population and social structure in the Alps since the sixteenth century“ Cambridge/ New York: Cambridge University Press

Weitschek, Walter (1967): „Probleme der Landwirtschaft in Südtirol- Unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung des ländlichen Raumes“ Dissertation, Universität Wien

Wiesinger, Georg (2000): „Der Wandel in der bäuerlichen Welt: Ergebnisse vergleichender Untersuchungen in Österreich“ in „Der kritische Agrarbericht 2000“ Agrarbündnis (Hg.) Kassel: ABL Verlag, 218-224

Wüstemann, Henry (2007): „Multifunktionalität der Landwirtschaft und non commodity outputs: Theoretische Betrachtung und empirische Analyse“ Aachen: Verlag Shaker

Abbildungsverzeichnis:

Abbildung 1: Autonome Provinz Bozen- Südtirol. Landesinstitut für Statistik (2000): „5 Landwirtschaftszählung“ Bozen: Astat

Abbildung 2: Autonome Provinz Bozen- Südtirol. Abteilung Landwirtschaft (o.J.): „Erschwernispunkte in der Berglandwirtschaft“ Bozen: Astat

Abbildung 3: Autonome Provinz Bozen- Südtirol (2005): „Entwicklungsprogramm für den ländlichen Raum 2007-2013“
http://www.provinz.bz.it/landwirtschaft/download/Broschuere_dt_neu.pdf (20.05.2011)

Abbildung 4: Autonome Provinz Bozen (2001): „Die Ladinier in Südtirol: 1975-1998“ Bozen: Astat

Abbildung 5: Eigene Darstellung

Abbildung 6: Eigene Darstellung

7. Abstract

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Südtiroler Bergbauern. Neben wissenschaftlicher Literatur basiert die Arbeit auf meiner eigenen empirischen Forschung im Südtiroler Gadertal. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei der Frage gewidmet, worin die Bergbauern heute ihre berufliche Aufgaben sehen und inwieweit „traditionelle“ Konzepte der bäuerlichen Familienwirtschaft deren heutiges Berufsverständnis beeinflussen.

Berglandwirtschaft hat sich im 20. Jahrhundert in vielerlei Hinsicht verändert.

Die Anzahl an Erwerbstätigen in der Landwirtschaft nahm kontinuierlich ab, während die Mechanisierung ebenso wie die Erwerbskombination voranschritt. Die Wirtschaft für den eigenen Bedarf wich der Produktion für den Markt. Mit der Liberalisierung der Märkte fielen Preisstützungen weg und die Berglandwirtschaft konnte nicht mehr mit der billigeren Produktion in Gunstlagen konkurrieren. Um Berglandwirtschaft dennoch zu erhalten mussten neue, produktunabhängige Wege der Förderung gefunden werden. In der Folge wurde die Landschaftspflege, vor allem wegen ihrer Bedeutung für den Tourismus, zur zentralen produktunabhängigen Aufgabe der Berglandwirtschaft erklärt und von da an gefördert. Die Förderungen werden von den Bergbauern/Bergbäuerinnen begrüßt, bleiben aber nicht frei von Kritik. Ein zusätzliches Einkommen durch einen außerlandwirtschaftlichen Beruf bleibt bei trotz Förderungen meist unumgänglich. Die Arbeitsüberlastung durch die Notwendigkeit von zwei Berufen führt dazu, dass der Arbeitseinsatz am landwirtschaftlichen Betrieb verringert wird. Auf die Berufsbezeichnung „LandschaftspflegerIn“ will man sich nicht reduzieren lassen, weil sie keinen Raum für das Selbstverständnis als unabhängige und freie Bauern/Bäuerinnen lässt. Deshalb werden die Vorschriften zur Bewirtschaftung, welche an die Förderungen gebunden sind, als störender Eingriff in die bäuerliche Autonomie wahrgenommen. Durch die geringen Verdienstmöglichkeiten in der Landwirtschaft, die Belastung durch den Nebenerwerb und den Verlust an Unabhängigkeit verliert die Pflicht, den Hof zu übernehmen, an Verbindlichkeit. Die Vorstellung, dass ein Hof über Generationen hinweg Bestand haben sollte, ist deshalb aber nicht verschwunden. Dennoch betonen gerade Jungbauern wirtschaftliche Gesichtspunkte bei der Frage der Betriebsweiterführung. Weil die Wirtschaftlichkeit eines Berghofes entscheidend von der Höhe der Förderungen abhängt, sind die Förderungen für Jungbauern das

entscheidende Kriterium, welches über die Zukunft der Berglandwirtschaft entscheidet. Auch wenn die designierten Hoferben sich verpflichtet fühlen, den Hof weiterzuführen, sind sie nicht mehr in dem Ausmaß wie ältere Bauern und Bäuerinnen bereit, die Doppelbelastung durch den Nebenerwerb zu dulden, wenn der Hof unrentabel ist.

This thesis deals with mountain farmers in Southtirol. Besides scientific literature it is based on my own empirical research in the Southtirolean Gadertal. Special interest is paid to the question, wherein mountain farmers see their function today and how far “traditional” concepts, based on the agricultural family economy, influence the conception of their job.

During the 20th century mountain farming has changed in various ways. The number of agricultural workers continuously decreased, while mechanization and pluriactivity proceeded. Subsistence farming cleared the way for market production. As part of the market liberalisation, price support has been cancelled and mountain agriculture was no longer able to compete with the cheaper production in agriculturally favored lowland areas. Non-product ways of support had to be found to preserve mountain agriculture. Beside a number of other functions, landscape conservation, especially because of its importance for tourism, was declared as a main non-product function of mountain agriculture and henceforth on has been supported.

Mountain farmers appreciate this financial support, but do not miss to criticize them. Despite financial support additional income through a non-agricultural job is inevitable in most cases. Overwork caused by the necessity of two jobs forces farmers to reduce the work on their farms. Farmers do not want to be called landscapers, because this job title leaves no space for the self-conception as independent and free farmers. Therefore, regulations concerning cultivation, which are bound to financial support, are experienced as interference in their peasant autonomy. Because of the scarce opportunities to earn money in agriculture, the overwork through an additional job and the lost independence, the need to take over the farm loses its obligation. But the perception that the farmyard should endure over generations hasn't disappeared. However, especially young farmers underline economic factors concerning the question of taking-over the farm. Because the profitability of a mountain farm crucially depends on the amount of the financial support, this support is the main factor, which decides about the future of mountain farming. Even though the designated farm heirs feel obliged to take over the farm, they are not, to the degree older farmers do, willing to accept overwork through an additional job if the farm is unprofitable.

8. Anhang

Interviewdetails

InterviewpartnerIn	Jahr	Dauer	Seitenumfang
Bauer 1	2007	46:42	9
Bauer 4	2007	15:23	4
Bauer 5	2007	39:51	11
Bauer 6	2007	52:08	7
Bauer 10	2007	53:47	14
Bäuerin 11	2007	24:18	8
Bauer 12	2007	38:11	8
Bauer 13	2007	64:28	11
Bauer 1	2010	65:10	11
Bauer 2	2010	11:56	4
Bäuerin 3	2010	25:22	6
Bauer 4	2010	98:23	24
Bauer 5	2010	43:01	8
Bauer/Bäuerin 6	2010	75:48	9
Bäuerin 7	2010	54:04	10
Bauer 8	2010	39:05	7
Bauer 9	2010	86:13	14
Bauer 10	2010	08: 40	2

Lebenslauf

Persönliche Daten:

Vorname: Vitus

Zuname: Schwärz

Geburtsdatum: 23.09.1983

Geburtsort: Salzburg, Österreich

email: vitus.schwaerz@gmx.at

Schulausbildung:

- 1990-1994: Volksschule Grödig, Salzburg
- 1994-2002: Privatgymnasium der Herz-Jesu-Missionare, Salzburg
- 2002: Matura

Studienverlauf:

- 2003- 2011: Diplomstudium der Kultur- und Sozialanthropologie
- Titel der Diplomarbeit: „Bergbäuerliche Identitäten“

Zusätzliche Qualifikation:

- 2007-2011 (offen): Bachelorstudium der Agrarwissenschaften
- Sprachen: Deutsch, Englisch, Italienisch